DR. HANS FABRICIUS, M. d. R.

Schiller als Kampfgenosse Hitlers

Nationalsozialismus in Schillers Dramen

1934

Verlag Deutsche Kultur-Wacht, Berlin-Schöneberg

Diese Schrift entstand in den Kampfjahren 1929—1931, als der Nationalsozialismus in Deutschland noch verlacht, verlästert und unterdrückt wurde.

Neuauflage zum 20. April 2020

ISBN: 978-0-244-88290-7

Herausgegeben durch: www.Ende-der-Luege.com



Vorwort zur Neuauflage

Wäre es mir in meiner Jugend vergönnt gewesen, durch ein Buch wie dieses mit unseren großen Vordenkern in Fühlung zu kommen, wären mir vielleicht einige Umwege erspart geblieben.
Auch ich habe viele Jahre in dem Irrglauben gelebt, daß ich die Welt auch ohne Schiller – und viele seiner geistigen Kampfgefährten – verstehen könnte.

Dieses Buch hat mich eines Besseren belehrt!

Danksagung

Solche Neuauflagen können dem breiten Publikum nur übergeben werden, weil viele Menschen Zeit und Mühe auf sich nehmen und keiner nach einer Bezahlung fragt. Diesen Helfern sei hiermit herzlich gedankt!

Und so manches Buch schlummerte noch im Verborgenen, wenn nicht hartnäckige Ideengeber dafür sorgten, daß wir solch außergewöhnliche Bücher überhaupt kennenlernen.
In diesem Fall gilt unser Dank einem Freund, der schon viele Jahrzehnte gegen die Besatzer aufbegehrt und unermüdlich die nächste Generation zum Widerstand ermuntert. Dir, lieber Josef K., soll hiermit Lob und Anerkennung ausgesprochen sein.

Henry Hafenmayer
20. April 2020

Inhaltsverzeichnis

Schiller und die Volksverderber
(Geleitwort aus dem Jahre 1931)

Nur dem erwachten Deutschen vermögen die großen Gestalten der deutschen Vergangenheit etwas zu sagen. Dem schlafenden bleiben sie stumm. Wer die wunderbare seelische Wandlung und Neugeburt, die der Nationalsozialismus als „Erwachen“ bezeichnet, an sich selbst erleben durfte, der weiß auch, daß von Stund an die ganze Schöpfung für ihn ein neues Gesicht erhielt, sein Leben sich nun erst mit tiefem Gehalt erfüllte und tausend Erscheinungen und Dinge, die ihm bisher fremd, gleichgültig und tot erschienen waren, einen völlig neuen, lebensvollen Sinn offenbarten. Diese Erfahrung macht der erwachte Deutsche auch mit dem vergessenen Dramatiker Friedrich Schiller.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß das deutsche Volk seinen Schiller buchstäblich vergessen hatte. Einst gab es eine Zeit, da man sich der einzigartigen Bedeutung bewußt war, die dem Lebenswerke dieses Dichters für unser Volk zukommt. Als Schiller starb, beschloß man, zu seinen Ehren ein Nationaldenkmal zu errichten; die bittere Not der napoleonischen Kriege vereitelte diesen Plan. Dann aber folgten jene hundert Jahre, in denen sich die Giftstoffe liberalistischer und materialistischer Irrlehren tiefer und tiefer in die deutsche Volksseele hineinfraßen. Schillers Wertschätzung sank. Das Gefühl für seine Größe erstarb. Je mehr es den dunklen Mächten gelang, in unserem Volke den sittlichen Lebensernst zu zerstören und den heiligen Kampfgeist einzuschläfern, desto geringer mußte das Verständnis für Schillers Dichtungen werden. Die deutschen Ideale und Kampfziele, die Schiller verkündet, konnten in erstorbenen Seelen keinen Widerhall mehr wecken. Die Begeisterung, die aus seinen Worten lodert, dünkte den „modernen“ Deutschen unverständlich und gegenstandslos. Man begann, den feurigen Künder deutschen Wollens als Dichter der Phrase zu verlästern.

Kein Zweifel, daß die Mächte der Volksvergiftung bis heute, teils offen, teils insgeheim, alles daran gesetzt hatten, um unserem Volke diesen

gefährlichen Dichter, der zugleich ein Kämpfer war, gründlich zu verekeln. Nur zu deutlich erkannten sie in ihm den gewaltigen Gegenspieler, dessen Geist ihnen unablässig Gefahr drohte. Was Not tat, lag auf der Hand: man mußte den Schillergeist ersticken oder umfälschen.
Es fehlte nicht an Versuchen, glauben zu machen, daß Schiller, zumal in der Zeit unverbrauchter Jugendkraft, im Grunde den gleichen volkszerstörenden Zielen nachgejagt sei wie die modernen „Menschheitsbeglücker". Auf den „Fiesco" berief sich der sogenannte „Republikaner", der freimaurerische „Weltbürger" auf den „Don Carlos", und den Kommunisten erschien „Räuber Moor" als ein gefundenes Fressen. Warum sollte man nicht glauben finden? Den unwissenden Massen, die das kapitalistische System vom Genuß deutscher Kulturgüter ausschloß, konnte man alles weismachen. Und dem oberflächlichen Spießer, der seinen Schiller ungelesen im Bücherschrank vergilben ließ, erst recht.
Peinlich war dabei nur, daß den Deutschen gewisse nationale „Phrasen" aus Schillers späteren Bühnenwerken denn doch allzu geläufig waren.
Aber dieser Widerspruch ließ sich überbrücken. Schiller hatte sich eben leider „rückentwickelt". Er war halt im Laufe der Zeit vom Realisten zum Ideologen, vom Republikaner zum Fürstendiener, vom Weltbürger zum Nationalisten, vom Revolutionär zum Ordnungsphilister herabgesunken.
Um diese Fabeln aufrechterhalten zu können, mußte man um jeden Preis verhüten, daß jemand auf den Gedanken kam, die Werke dieses längst verstorbenen Dichters etwa gar zu l e s e n . Den Schulmeistern freilich durfte man getrost gestatten, die Dichtungen so gründlich zu zerkauen und zu zerpflücken, bis sie den Schülern ungenießbar wurden.
Außerhalb der Schule aber mußte Schiller zu einem „überwundenen Standpunkt" gestempelt werden. Man verbreitete die Meinung, daß dieser Dichter mit seinem Edelkitsch zwar für die unreife J u g e n d recht geeignet sei, erwachsene Menschen aber sich nicht mit ihm beschäftigen dürften, ohne sich lächerlich zu machen. Dieser Schwätzer

und Schwärmer war doch wahrhaftig nicht mehr zeitgemäß, und auf dem Theater nur noch erträglich, wenn ein genialer Regisseur die abgestandene Dichtung mit seiner eigenen unvergleichlich interessanten „persönlichen Note“ versah. Lesbar war dieser Dichter natürlich nicht mehr. Nach abgelaufener Schulzeit durfte sich ein zivilisierter Europäer nur noch mit überlegenem Lächeln seiner erinnern.
Wie betäubend diese planmäßige Verächtlichmachung Schillers auf den einfältigen Michel gewirkt hat, zeigte sich an einem besonders auffallenden Beispiel, als am 10. November 1929 der Geburtstag Schillers bei seiner 170. Wiederkehr notgedrungen in der Presse mit Gedenkaufsätzen begangen werden mußte. Damals brachte eine betont nationale, sonst gut deutsche Zeitung es fertig, aus der Feder eines namhaften Lyrikers eine „Würdigung“ des Schillerschen Lebenswerkes zu bringen, die nach einigen pflichtschuldigen Verbeugungen vor dem „edlen Menschentum“ des Dichters in der Behauptung gipfelte, daß die Bühnenwerke des größten deutschen Dramatikers heute völlig wertlos seien. Der Verfasser bezeichnete Gestalten Schillers als „Theaterfiguren, die sich an ihren Drähten nicht wenden dürfen“ und „nur von vorne etwas vorstellen“, und erklärte die erhabene Wallenstein-Trilogie für eine „theatralische Aktion“ und eine „besser nicht zu überprüfende Erinnerung an die Zeit, da man andächtig fertiggestellte Meinungen übernahm“. Erfreulich scheint mir an diesen Auslassungen lediglich die Offenheit zu sein, mit der der Verfasser zu verstehen gibt, daß er seine Kindheitserinnerungen vorsichtshalber nicht „überprüft“, mithin das von ihm „gewürdigte“ Werk wohl seit seiner Schulzeit überhaupt nicht wieder gelesen hat.
Es ist schon so: dank den einschläfernden Giften der Volksverderber hatte das alte Deutschland seinen Schiller vergessen. Und jenes bürgerlich-nationale Blatt hat mit seinem Schiller-Aufsatz noch einmal den schläfrigen Dämmerzustand offenbart, in dem sich gewisse Überbleibsel des alten Deutschlands auch heute noch wohlfühlen. Es ist ein stolzes Gefühl, sich sagen zu dürfen, daß an den Gedenktagen der letzten Zeit allein die nationalsozialistische Presse,

diese aber einmütig bewiesen hat, daß sie die gewaltigen Gleichnisse, die uns Schiller für die deutsche Gegenwart und die zu erkämpfende deutsche Zukunft in seinen Bühnenwerken bietet, versteht und zu würdigen weiß. Noch einmal: nur dem erwachten Deutschen vermögen die großen Gestalten der deutschen Vergangenheit etwas zu sagen, - dem schlafenden bleiben sie stumm.

Sozialismus und Führertum

(Die Räuber)

„Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!-
Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.”
Der geborene Revolutionär, der deutsche Volksführer, der seine große Sehnsucht in diese Worte ergießt, endet - als Haupt einer Räuberbande. Damit ist nicht nur die Tragik eines Einzelschicksals umrissen, nein, die Tragödie eines Volkes und einer Epoche. Seltsam genug, daß diese Epoche eigentlich erst richtig begann, als ein junger Dichter ihr innerstes Wesen bereits im Spiegel seines seherischen Geistes aufgefangen hatte.

I.

Karl Moor, eines deutschen Kleinfürsten Sohn, träumt von einem großen deutschen Volksstaat der Zukunft. Von einer Republik, die den Geist Hermanns, des nationalen Befreiers, in sich tragen soll. Das alte Rom und Sparta dünken ihm vorbildlich. Republiken, in denen Adel, nicht Mehrheit entschied; in denen wehrhaftes Volkstum, nicht friedensseliges Weltbürgertum sich eine Form schuf.
Er glaubt sich zum Führer berufen. Und er ist’s. In ihm lodert Hermanns Geist in hellen Flammen. Er hat die Seele des deutschen Helden, des deutschen Idealisten, der die spröde Wirklichkeit sich zu

unterwerfen entschlossen ist. Ein Kämpfer ist er, der noch zu lächeln versteht, „wenn sein erboster Feind ihm sein eigen Herzblut zutrinken“.
Güter der Außenwelt verachtet er. Sein Blut, seine deutsche Seele, die geheimnisvolle Stimme in der Brust geben ihm das Gesetz des Handelns. „Außendinge sind nur der Anstrich des Manns. - I c h bin mein Himmel und meine Hölle.“ Der Widerschein dieser Weltanschauung strahlt aus den Worten Amaliens, seiner Geliebten, zurück, als sie sich die Perlen vom Halse reißt: „Seid verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Großen und Reichen! Seid verdammt, an üppigen Mahlen zu zechen! Verdammt, euren Gliedern wohlzutun auf weichen Polstern der Wollust! Karl! Karl! So bin ich Dein wert-.“
Mit Gott und Natur ist er innig verbunden. Der Sonne gleich - ein Held - wünscht er zu leben, zu sterben wie sie. Vaterland, Volk, Familie sind ihm Quellen der Kraft. Deutsches Blut durchpulst alle seine Worte und Taten.
Als er nach langer Irrfahrt die heimatliche Grafschaft wieder betritt, küßt er voll Inbrunst die Vaterlandserde. Auf ihr hatte er gehofft, eine Familie zu gründen und „sein Knabenleben in Amalias blühenden Kindern zum zweiten Mal zu leben“. Die B l u t l i e b e ist so mächtig in ihm, daß er selbst dem Nichtswürdigen verzeihen will, der ihm das Leben zerstört hat... „er ist meines Vaters Sohn - Bruder, Bruder!“ Als er aber hört, daß dieser Elende den greisen Vater dem Hungertode ausgeliefert hat, da bricht es verzweiflungsvoll aus ihm hervor: „Die Gesetze der Welt sind Würfelspiele worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen!“ Für ihn ist es das schlechthin Unbegreifliche, „wenn Blutliebe zur Verräterin wird“.
Als Knabe las er die Abenteuer Cäsars, Alexanders und anderer „stockfinsterer Helden“ lieber als „die Geschichte des bußfertigen Tobias“. Und doch war dies die Zeit, „wo er nicht schlafen konnte, wenn er sein Nachtgebet vergessen hatte“. Auch das Räuberhandwerk kann ihm die tiefe und ursprüngliche Gottverbundenheit nicht rauben.

Er fühlt sich als „Rachschwert der oberen Tribunale“, und als er seinen Weg als schrecklichen Irrweg erkannt hat, betet er in tiefer Zerknirschung: „Gnade, Gnade dem Knaben, der Dir vorgreifen wollte -- Dein eigen allein ist die Rache.“

Er, der kraftsprühende Kämpfer, fühlt sich dem Höchsten verantwortlich. Verantwortlich für seine Kampfgenossen, für alle Armen und Unterdrückten, für sein Volk. Dies aber kennzeichnet ihn als Sozialisten. Er ist die klassische Verkörperung sozialistischen Führertums. Schon als Kind fühlt er sich durch den Einblick des Elends in seinem Gewissen gemahnt; er quält dem Vater Geld ab, um es Bettlern in den Schoß zu werfen. Als Räuber verschenkt er seinen Beuteanteil an Waisenkinder „oder läßt davon arme Jungen von Hoffnung studieren“. Er träumte einst, als Erbe der väterlichen Herrschaft „der Abgott seines Volkes“ zu werden. Nun wurde er der Abgott seiner Bande. Und an ihr beweist er, daß der Sozialismus bei ihm Grundgefühl, nicht sentimentale Phrase ist. Als sein Kamerad Roller für die Bande den Heldentod gestorben ist, fühlt Karl, daß dieses Opfer ihn unlöslich an die Gemeinschaft der Ausgestoßenen bindet. Bei den Gebeinen des Toten schwört er: „Ich will euch niemals verlassen.“ Und er besteht die härteste Probe. Das Schicksal legt es in seine Macht, mit Amalia vereint, als Landesherr das väterliche Erbe anzutreten. Da tönt ihm aus dem Munde der Räuber das Wort „Opfer um Opfer“ ins Ohr. Und er opfert Glück und Geliebte der Gemeinschaft. Der Gemeinschaft der Ausgestoßenen.

Das dargebrachte Opfer erlöst ihn zugleich aus dieser Gemeinschaft, und gibt ihn jener größeren Gemeinschaft zurück, deren Ordnung er als Räuber und Mörder verletzt hat. Indem er sich zur Sühne der „mißhandelten Ordnung“ dem Gerichte stellt, opfert er nunmehr der Volksgemeinschaft sein Leben. Den Preis aber, der auf seinen Kopf gesetzt ist, wendet er einem armen Tagelöhner und dessen elf Kindern zu.

II.

Die Selbstaufopferung Karls gilt den ewigen Gesetzen jedes Gemeinschaftslebens, gilt dem Zukunftsgedanken, gilt späteren Geschlechtern; sie gilt nicht den Menschen seiner Zeit. Denn diese Zeit trägt selber die Schuld daran, daß ein Karl Moor in ihr zum Räuber werden mußte.

Karls Idealismus machte ihn zum Revolutionär. Er, der aus Gott, Erde und Blut all sein Wollen schöpft, der den „lohen Lichtfunken Prometheus'“ lebendig in sich spürt, ist hineingeboren in eine Zeit der platten Verstandesanbetung. In eine Zeit, die alle Beziehungen zu den Urgründen des Lebens verloren zu haben scheint. In eine Zeit, die nicht fühlt, sondern rechnet und zur Verschleierung ihrer Ichsucht Gefühle heuchelt. Karls Vollmenschentum empört sich wild gegen dieses „schwache Kastraten-Jahrhundert“, dieses „tintenklecksende Säkulum“, gegen diese pharisäerhaften Zeitgenossen, diese „Falschmünzer der Wahrheit“ und „Affen der Gottheit“, die in Ohnmacht fallen, wenn sie eine Gans bluten sehen, und in die Hände klatschen, wenn ihr Nebenbuhler bankrott von der Börse schleicht“; gegen Menschen, denen die Seele nichts, der materielle Vorteil alles ist. Und gegen Gesetze, die diese jämmerliche Welt ordnen und schützen und so zum „Schneckengang“ verderben, was „Adlerflug“ werden könnte.

Diese naturhafte Auflehnung gegen Umwelt und Zeitgeist kann sich nicht lange in tollen Studentenstreichen Luft machen; am Ende muß sie sich in einer revolutionären Tat entladen.

Karl sammelt Männer. „Kerls“ nach seinem Geschmack. Männer, „die dem Tod ins Gesicht sehen und die Gefahr wie eine zahme Schlange um sich spielen lassen, die Freiheit höher schätzen als Ehre und Leben, deren bloßer Name, willkommen den Armen und Unterdrückten, die Beherztesten feig und Tyrannen bleich macht“.

In der Art, wie er sie sammelt, sichtet und zusammenhält, bewährt er sein echtes Führertum. Niedrige oder lauwarme Seelen kann er nicht gebrauchen. Den jungen Kosinsky, der um Aufnahme bittet, prüft er auf

Herz und Nieren. „Hier wirst Du nicht Bälle werfen und Kegelkugel schieben, wie Du Dir einbildest.“- „Wieviel hast Du schon getan, wobei Du an Verantwortung gedacht hast?“ - „Siehst Du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?“ - „Du trittst hier gleichsam aus dem Kreise der Menschheit - entweder mußt Du ein höherer Mensch sein, oder Du bist ein Teufel.“ - Von Zeit zu Zeit hält er „fürchterliche Musterung“. Der tüchtige Schusterle rühmt sich einer zwecklos begangenen Rohheit - und wird ausgemerzt. Karl weiß, daß der einzig sichere Prüfstein für eine Truppe gemeinsame Todesgefahr ist; daß diese zugleich die Truppe zu unlösbarer Einheit zusammenschweißt. Als daher die Polizeitruppen seine Schar aufgespürt haben, wartet er geflissentlich, bis seine Leute ganz eingeschlossen sind.
„Jetzt müssen sie fechten wie Verzweifelte.“ Und als ein Unterhändler den Räubern Straffreiheit verheißt, wenn sie den Hauptmann ausliefern, weiß er auch dies zu nutzen. Er wirft selbst die Waffen weg und malt den Gefährten mit allen Mitteln der Beredsamkeit die Vorteile des Verrates vor Augen. Wie das Gefühl der Treue nun heiß in allen emporschlägt, da kann er rufen: „Jetzt sind wir frei - Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Faust!“ Mit dieser Armee nimmt er den Kampf auf gegen die gesetzlich geschützte Selbstsucht. Er versucht, die Welt „durch Greuel zu verschönen“ und die ewigen Gesetze „durch Gesetzlosigkeit aufrechtzuerhalten“. Eine Stadt äschert er ein wegen der bürgerlichen Scheinheiligkeit ihrer Bewohner. Er „haust teufelsmäßig“, wenn es gilt, „einen Landjunker zu schröpfen, der seine Bauern wie das Vieh abschindet, aber einen Schurken mit goldenen Borten unter den Hammer zu kriegen, der die Gesetze falschmünzt und das Auge der Gerechtigkeit übersilbert“. Einen Advokaten, der „die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht“, ersticht er mit eigener Hand. Ministern, die sich durch Skrupellosigkeit zu Fürstengünstlingen emporschmeichelten, Finanzräten, die „Ehrenstellen und Ämter an den Meistbietenden verkaufen und den trauernden Patrioten von ihrer Türe stoßen“ -

sie alle trifft sein tödlicher Zorn. Sein „Handwerk ist Wiedervergeltung - Rache ist sein Gewerbe“.
Im Taumel dieses Rachefeldzuges bleibt ihm verhüllt, daß sein Beginnen aussichtslos ist. Daß er Symptome bekämpft, ohne den Krankheitsherd ausräuchern zu können. Eine Ahnung von der Furchtbarkeit seines Irrtums erfaßt ihn erst, als er unter den Opfern seiner Kampfesweise auch Unschuldige bemerkt. „O pfui über den Kindermord! den Weibermord! den Krankenmord!“ Da fühlt er sich „schamrot und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels stehen“.

III.

Auf dem Herrschersitz des Vaters, zu dessen Nachfolger er geboren war, hätte Karl die Macht gewonnen, dem Zeitgeist wirksamer zu begegnen. Er wäre der Mann gewesen, eine Revolution der Herzen zu entfesseln. Vielleicht nicht in seinem Ländchen allein. Von diesem Ländchen aus hätte ein Stoßtrupp entschlossener Männer, nach dem gleichen Rezept wie jene Räuberbande zusammengeschweißt, unter Karls Führung womöglich ein ganzes Volk zu revolutionieren vermocht.
Nicht Übermut, nicht Zügellosigkeit, nicht Unbesonnenheit haben Karl von diesem ihm vorgezeichneten Wege entfernt und in das Abenteuer eines Räuberlebens gestürzt. Dunkle Machenschaften haben dies zu Wege gebracht. Ihre Urheber aber sind die gleichen weltanschaulichen Mächte, die Karl auf Leben und Tod bekämpft.
In zwei Gestalten sind diese Mächte verkörpert: in Franz Moor, dem Verbrecher aus Artverleugnung, und in Spiegelberg, dem Verbrecher aus Instinkt.
Die blutarme Seele des „Mißmenschen“ Franz hat das Gift des rationalistischen Zeitgeistes gierig in sich eingetrunken. Ihm, der „es so weit gebracht hat, seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, ist das Heiligste nicht heilig mehr, - ist Menschheit, ist Gottheit nichts, - beide Welten sind nichts in seinen Augen“.
Franzens Gedankengänge zeigen mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, in welchen Abgrund die ausschließliche Herrschaft des Hirns den

Menschen führt. Blutliebe und Familiensinn sind rein verstandesmäßig nicht zu rechtfertigen. Also schalte man sie aus. Der Zeugungsakt ist nichts „als ein viehischer Prozeß zur Stillung viehischer Begierde". Ein alternder Vater ist nur „ein ärgerlicher zäher Klumpen Fleisch", den man getrost beseitigen kann. Eine Seele erkennt der Verstand nicht an. Ehrlicher Name - Gewissen sind „sehr lobenswerte Anstalten, die Narren im Respekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Gescheiten es desto bequemer haben". Als das eigene unterdrückte Gewissen ihm furchtbare Träume und Ängste schickt, tröstete sich Franz: „Träume kommen ja aus dem Bauch". - „Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen".

Diese Verleugnung aller Werte und Kräfte, die die Fassungskraft des Hirns übersteigen, muß für das praktische Leben die Folgerung ziehen: „Der ist ein Narr, der wider seinen Vorteil denkt." Damit ist allen schlimmen Gelüsten das Tor geöffnet. Frei von jeder Hemmung kann Franzens begehrliche Seele den Entschluß fassen: „Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin."

Die Verbindung, die vom Nationalsozialismus über den Materialismus zum Egoismus führt, ist hier restlos aufgedeckt.

Der Rationalismus macht aus Franz ein Zerrbild seines Bruders Karl. Das stolze, in sich ruhende Selbstgefühl Karls wird bei Franz, dem Verstandesmenschen, zur erbärmlichen, nach allen äußeren Gütern gierenden Ichsucht. Karls verantwortungsbewußtes Führertum findet bei Franz sein trauriges Gegenstück in einem skrupellosen Tyrannentum. Karl, der Führer, fühlt sich als Diener einer Gemeinschaft; Franz, der Tyrann, gefällt sich als Machthaber über Schwächere. Der Vater, der sein Gebiet zu einem „Familienbezirk" umschuf, ist ihm ein Spott. „In meinem Gebiet soll's so weit kommen, daß Kartoffeln und Dünnbier ein Traktament für Festtage werden. Blässe der Armut und sklavische Furcht sind meine Leibfarbe; in diese Livrei will ich euch kleiden."

Das Gift dieser Weltanschauung spritzt Franz auf jeden, der von ihm abhängt. Bei Herrmann, dem sippelosen „Bastard eines Edelmanns“ schlägt es an; er läßt sich zu einem Betruge mißbrauchen.

Bei Daniel, dem alten mit der Familie verwachsenen Diener, bleibt es wirkungslos. Seelenfrieden in Armut steht ihm höher als frevelhaft erworbener Wohlstand. Franz will ihn zu einem Morde verleiten. Er, der Materialist, erinnert ihn an die empfangenen „Wohltaten“: „ich hab' dir Lohn und Kleider gegeben“. Doch ihm wird die rechte Antwort: „Dafür lohn‘ euch der liebe Gott, und ich hab euch immer redlich gedient.“ Franz, der Tyrann, sucht zu drohen: „Du weißt, daß; du mir Gehorsam schuldig bist.“- „In allem von ganzem Herzen“, erwidert der Alte, „wenn es nicht wider Gott und mein Gewissen geht.“

Wie hier das schlichte Gefühl des einfachen Mannes dem Ansturm der Verstandeslehre Trotz bietet, so verjagt diese Lehre auch in Franzens eigener Brust vor dem schlichten Ernst der Todesnähe. Die Artverleugnung rächt sich. In der Stimme des Gewissens erwacht das bessere Blut. Das Hirn vermag nicht mehr zu trösten. Franz läßt den Pfarrer rufen. Daniel muß für ihn beten. Er versucht es selbst. Aber in Brust und Hirn ist „alles so öd - so verdorrt“. Er verzweifelt. Er erdrosselt sich.

IV.

Dieser Rationalist Franz ist es, der den Idealisten Karl aus der Bahn zu werfen versteht. Er weiß, wo er ihn an der Wurzel trifft. Er spiegelt dem Bruder vor, daß der Vater ihn herzlos verstoßen habe; daß es eine Heimkehr für ihn niemals mehr gebe. Ihm ist klar, daß diese Nachricht gerade in Karls Seele den ungeheuersten Aufruhr entfachen muß. Daß es für diesen wurzelechten Menschen nichts Vernichtenderes gibt als die Brücken zur Heimat zerstört, die Bande des Blutes zerschnitten zu wissen. -

Durch diesen Schlag, den er von außen gegen Karl führt, macht er die Bahn frei für den Versucher, der Karl von innen heraus vernichten

soll. Der die Stunde seelenzerreißenden Schmerzes auszunutzen versteht und den Gedanken entzündet, sich außerhalb der Gesetze zu stellen und als Räuber einer ganzen Welt zu trotzen.
Der Versucher, der Karls angeborenen Sinn für Größe und Heldentum also mißbraucht, ist der Jude Moritz Spiegelberg.
Ein Jude wie er im Buche steht. Dessen orientalische Geilheit Orgien feiert, als er den Überfall auf das Nonnenkloster beschreibt. Der es zu fingern weiß, daß statt seiner ein Unschuldiger als falscher Spiegelberg an den Galgen kommt.
Er ist nicht wie Franz das Opfer einer vergiftenden Lehre. Er ist Verbrecher aus Instinkt. Behaftet mit allen Mißeigenschaften eines heimatlosen Volkstums, einer parasitischen Niederrasse. Bei ihm ist die materialistische Ichsucht, die Franz durch Hirnakrobatik in sich großzüchtet, von der Natur mitgegeben, eingeboren, ursprünglich, selbstverständlich.
Zwar spukt der nationaljüdische Gedanke noch gelegentlich in seinem Blute. Dem Studienfreunde empfiehlt er, statt des Plutarch lieber den Josephus zu lesen. Jenen jüdischen Geschichtsschreiber aus der römischen Kaiserzeit, der die Befreiung des Judenvolks erstrebte, nach Aufgabe dieses Planes aber „römischer Bürger“ wurde und in Rom die Cäsaren umschmeichelte. Mit rasseechter Frechheit schlägt Spiegelberg dem Grafensohne vor, „Jude zu werden“. Er spielt mit dem Gedanken, einen Zionistenstaat zu gründen. „Wir lassen ein Manifest ausgehen in alle vier Enden der Welt und zitieren nach Palästina, was kein Schweinefleisch ißt.“ Und dann „Cedern gehauen auf dem Libanon und Schiffe gebaut und geschachert mit alten Borten und Schnallen das ganze Volk“.
Aber diese Pläne nimmt er selbst nicht allzu wichtig. Im Grunde fühlt er sich international. Wo sein Geschäft blüht, ist er zu Hause.
„Das Genie kommt überall fort.“ -„Laß uns erst in die große Welt kommen. Paris und London! - wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes begrüßt. Da ist es auch ein Seelenjubilo, wenn man das Handwerk ins

G r o ß e praktiziert. Du wirst gaffen! Du wirst Augen machen!“ Keiner Gemeinschaft innerlich verbunden, kann er gelassen fragen: „w a s h e i ß t d u e h r l i c h ?“ Und sein Ideal von menschlicher Größe offenbart sich in dem Satz: „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem S p i t z b u b e n will’s Grütz’.“
Er ist ein ewig unruhiger Geist. Ein unermüdlicher Plänemacher. Ein selbstgefälliger Prahler von unstillbarem G e l t u n g s t r i e b .
„Riesenpläne“ fühlt er in seinem „schöpferischen Schädel“ gähren. Zu den verschiedensten Berufen glaubt er sich geschickt. Einbrecher – Fälscher – Arzt – Finanzminister - selbst G e n e r a l meint er spielen zu können. Spiegelberg und abermals Spiegelberg soll „es heißen im Osten und Westen“.
Wohlklingende Namen hat er für seine Gaunerpläne. Er will „das stockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herstellen, mit einem Wort, das goldene Alter wieder zurückrufen“.
Dieser „feine politische Kopf“ versteht es, die einfältigen Deutschen zu nehmen. Er ist ein „Meisterredner, wenn es darauf ankommt, aus einem ehrlichen Mann einen Halunken zu machen". Er frohlockt über den Vorschub, den der Zeitgeist ihm hierbei leistet: „Wenn Deutschland so fort macht, wie es bereits auf dem Weg ist, und die Bibel vollends hinausvotiert, wie es die glänzendsten Aspekten hat, so kann mit der Zeit auch noch aus Deutschland was Gutes kommen.“ Seine deutschen Gefährten packt er mit Vorliebe bei der heroischen Seite. Bei Karl versucht er’s mit Schwätzereien von „Größe“ und „Nachruhm“. Er erinnert ihn daran, wie er „mit dem Degen in die Gesichter gekritzelt hat“ und preist ihm das studentische Großsprechertum, dessen Karl sich längst schämt, als „männlich“ und „edelmännisch“. Und als er die Gefährten für das Räuberleben begeistern will, ruft er mit köstlichem Pathos: „Wenn n o c h e i n T r o p f e n d e u t s c h e n H e l d e n b l u t e s i n e u r e n A d e r n r i n n t - kommt!“
Ehrliches S o l d a t e n t u m freilich sucht er den anderen zu verekeln: „Oder wollt ihr zum Kalbfell schwören und dort unter der

milzsüchtigen Laune eines Korporals das Fegfeuer im voraus abverdienen?“ Er ist Antimilitarist. Er, der andere mit „Hasenherz“ anredet, ist f e i g e . „Die Bestie hat keine Narbe auf ihrer ganzen Haut“. Als es in den böhmischen Wäldern zum Kampf auf Leben und Tod geht, barmt Spiegelberg: „Können wir denn nicht mehr entwischen? - oh, warum bin ich nicht geblieben in Jerusalem!“ Und der wackere Schweizer gibt ihm die teutonische Antwort: „Dreckseele du! Bei nackten Nonnen hast du ein großes Maul. Aber wenn Du zwei Fäuste siehst, M e m m e !“ Er möchte ihn „in eine Sauhaut nähen und durch Hunde verhetzen lassen“.

Spiegelberg, der Feigling, würde gleichwohl gar zu gerne den Führer mimen. Zwar fühlt er keinerlei Verbundenheit mit den Gefährten; als Roller totgemeldet wird, regt sich in ihm nichts als Frohlocken, daß er selbst noch nicht am Galgen hängt. Aber er will führen, damit die andern für ihn schaffen, für ihn ihr Leben einsetzen. Er spart nicht mit Versprechungen. „Zu Freiherrn, zu Fürsten, zu Göttern will ich euch machen“. Als statt seiner Karl zum Führer erhoben wird, ist er sofort entschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen. Am liebsten durch Gift...

Vorerst streut er Gift in die von Karl geführte Gemeinschaft. Er betätigt sich als Werber für die Bande. Das Verfahren der Auslese freilich, wie es Karl durchführt, hält er für „unverzeihlich dumm“.

„Das ist die Manier nicht! Ich hab's anders gemacht.“ Sein Ziel ist nicht, die Feinde eines kernfaulen Zeitalters, revolutionäre Aktivisten, geächtete Helden zu einem Stoßtrupp zu sammeln. Nur w i l l i g e W e r k z e u g e für Raub und Plünderung will er sich besorgen. Darum wendet er sich möglichst an solche, deren Ehrlichkeit schon „wackelt wie ein hohler Zahn“, an das Gelichter, das sich in Kaffeehäusern und Bordellen herumtreibt. Diese Angekränkelten gewinnt er, indem er sie vollends verdirbt, an Leib und Seele, bis sie „an Saft und Kraft und Geld und Gewissen und gutem Namen bankrott sind“. So unterwühlt er den Geist der Bande durch Zuführung von Gesindel.

Sodann bemüht er sich, unter den Räubern den Führergedanken zu zersetzen. „Auch die Freiheit muß ihren Kopf haben“, hatte Roller bei Gründung der Bande gefordert. „Ohne Oberhaupt gingen Rom und Sparta zu Grunde." Man hatte dem Führer „Treue und Gehorsam bis in den Tod“ geschworen. Hiergegen versucht Spiegelberg (unter vier Augen natürlich) zu hetzen. Er hat andere „Begriffe von Freiheit". Er nennt die Räuber „Leibeigene“ Karls. „Leibeigene, da wir Fürsten sein könnten.“ Mit solchen Einflüsterungen hofft er Razmann zum Führermorde zu bereden.

Schier rätselhaft ist die Nachsicht, mit der Karl diesen Juden gewähren läßt. Er kennt ihn genau, den Spiegelberg, der ihm einst „das Sirenenlied trillerte“. Er mißbilligt sein Treiben. Aber er beläßt es bei Drohungen. Gleichsam ein Bann scheint ihn zu fesseln. Diese Schonung geht so weit, daß Karl vor dem Verzweiflungskampf im Walde, als Spiegelberg feige versagt, sogar ihn zu retten bestrebt ist. „Laß ihn die Kleider ausziehen; so will ich sagen, er ist ein Reisender, und ich habe ihn bestohlen.“ Karl rechtfertigt diese seltsame Großmut vor sich selbst mit der Erwägung: „Er soll nicht sterben, wenn ich und mein Schweizer sterben und mein Roller... Ich schwöre darauf, er wird hoch noch gehangen werden.“ Es ist jene Mischung von Mitleid und Verachtung, die der Jude so oft dem Deutschen einflößt. Sie hindert auch Karl daran, sich an Spiegelberg die Finger zu beschmutzen.

Fast kostet diese Nachsicht ihm das Leben. Schon ist Razmann halb für den Meuchelmord gewonnen. Da trifft den jüdischen Verräter der Dolch des wachsamen Schweizer.

Spiegelberg stirbt ohne Reue. Undenkbar, daß bei ihm je ein Gewissen hätte erwachen können, wie bei Franz, dem artvergessenen Deutschen. Er lebt, wirkt und stirbt getreu seinem Blute. Moritz Spiegelberg, der Jude. Der Todfeind des deutschen Sozialisten. Der Todfeind Karls, des Volksführers. Der Todfeind dessen, der eine von Hermanns Heldengeist erfüllte deutsche Republik ersehnte.

V.

Den Tyrannen seiner Zeit wollte Schiller dieses Räuber Drama in die Fratze schleudern. Er traf die Tyrannen aller Zeiten. Die auf Fürstenthronen, die auf Ministerstühlen und die in Klubsesseln. Er traf sie mit einer Sicherheit, die jede Fehlwirkung ausschließt. Denn neben den Tyrannen stellte er den Führer.

Er enthüllte das Tyrannentum als Ausgeburt einer Weltanschauung, als Gipfelerscheinung der jede Gemeinschaft verleugnenden Ichsucht. Er zeigte demgegenüber das Führertum als Frucht eines sozialistischen Lebensgefühls. Er deutete zugleich an, wie artfremde Einmischung auch echte Führerschaft als Tyrannendruck zu verlästern sucht.

Freiheit ist nur denkbar als Unterordnung unter die Besten. Herrschaft ist nur gestattet als Dienst an der Gemeinschaft. Mißbrauch der Herrschaft und Mißbrauch der Freiheit: zwischen diesen beiden Klippen hindurch führt der Weg zum Volksstaat. Dies offenbart uns Schiller durch die Symbolik seines Räuber-Dramas.

Volksstaat und Führerehrgeiz

(Fiesco.)

Trompetenstoß. Die Gäste des Grafen Fiesco lassen die Gläser klingen. „Die Republik!" tönt es im Chore. -„Da liegen die Scherben“ schrillt es zurück. Gianettino Doria, des Dogen von Genua Neffe, hat seinen Kelch zur Erde geschmettert.

I.

Der alte Doria, der Doge Andreas, ist der Schöpfer der Genuesischen Republik. Ein Kriegsheld und ein Staatsmann. Ein Volksführer im besten Sinne. Er hat den Staat von französischer Fremdherrschaft befreit. Er hat ihm die Verfassung gegeben.

Nach diesem Grundgesetz übt der Adel durch den „großen und kleinen Rat“ die Regierungsgewalt aus. An der Spitze der Republik steht als

erster Beamter der vom Adel gewählte Doge. Die Masse hat in diesem Volksstaat nicht mitzureden. Nur der Adel hat Macht. Mit Recht. Denn in ihm hat das Genua jener Zeit eine A u s l e s e d e r V o l k s k r a f t .
Zwar zeigt dieser Adel in einzelnen seiner Vertreter schon Merkmale des Verfalls. In den Sacco und Talcagno überwuchert bereits Eigensucht das Staatsgefühl. Auch der wachsende Reichtum droht in einem Teil der Patrizierschaft den Geist verantwortungsbewußter Entschlossenheit zu lähmen. „Sie rechnen auf die Patrizier?" spottet Fiesco. „Vielleicht weil sie saure Gesichter schneiden, die Achsel zucken, wenn von Staatssachen die Rede wird? Weg damit! Ihr Heldenfeuer klemmt sich in Ballen levantinischer Waren, ihre Seelen flattern ängstlich um ihre ostindische Flotte."
Aber noch ist der Händlergeist nicht herrschend geworden. Noch gibt dem Adel die kriegerische Überlieferung das Gepräge. Selbst den Lüstling Talcagno rühmt Fiesco als „guten Soldaten". Der junge Burgognino, obwohl durch Handelsunternehmungen reich geworden, zeigt in Wort und Tat echten Heldensinn. „Verdoppele die Gefahr - nicht die Helfer", spricht er, als Bedenken wegen der Minderzahl der Kampfgenossen laut werden. Verrina aber, der den Geist des genuesischen Adels am reinsten verkörpert, enthüllt das Geheimnis ererbter Gesinnungsstärke mit den Worten: „Meine Väter fochten die Schlachten des Staates. Meine Mütter waren Muster der Genueserinnen. E h r e w a r u n s e r e i n z i g e s K a p i t a l - es erbte vom Vater zum Sohn." Dank dieser Überlieferung ist für ihn „Genua die Spindel, um die sich alle seine Gedanken mit eiserner Treue drehen".
Einem Stande, der so von Staatsgefühl durchtränkt ist, gebührt in der Tat die Führung des Volkes. Er verkörpert die Nation. Mit Recht bricht Asserato, als der junge Doria die Rechte des Adels antastet, in den Ruf aus: „Die Rechte der N a t i o n sind zertrümmert. Die republikanische Freiheit hat einen Todesstoß." Kein genuesischer Edelmann kann „ein Haarbreit von seinen Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staates zu verraten".

Die Gediegenheit dieser Führerschicht wird bestätigt durch die Zufriedenheit des ganzen Volkes. Die breite Masse empfindet das adlige Regiment nicht im geringsten als Druck. Sie will geführt sein und weiß sich von den Berufensten geführt. „Ihr sollt den Verstand für uns haben“, sagen die Handwerker treuherzig zu Fiesco, dem Edelmann.
So kann Andreas Doria mit Stolz auf sein aristokratisches Verfassungswerk blicken. Er hat den Genuesern „ein Haus gebaut, das der Vergänglichkeit spotten soll“. Vorbildlich hat er an der Spitze der Republik ein halbes Jahrhundert lang den Geist der Verfassung gehütet.
Dafür ward ihm „die Liebe der Genueser“. Er darf an seinem Lebensabend sich rühmen, „daß Andreas Doria achtzig alt ist - und Genua glücklich“.

II.

Aber dem Glücke Genuas drohte Vernichtung. Der Achtzigjährige fühlt sich nicht mehr im Vollbesitz seiner Kraft. Er läßt das Dogenamt durch seinen Neffen Gianettino verwalten. Dieser Erbe eines großen Namens ist durch Suff und Hurerei vertiert. Seine großsprecherische Roheit mißachtet jedes Lebensrecht der andern. Er will seinen Lüsten unbeschränkten Spielraum schaffen.
Dem ehrwürdigen Andreas haben seine hohen Verdienste um den Staat ein Ansehen im Volke verliehen, das dem eines Monarchen gleichkommt. Darob schwillt dem Neffen der Kamm. „Ein tolldreister Affe, der auf dem Kredit seines Oheims Stecken reitet“, strebt er nach der Alleinherrschaft.
Von den stolzen Standesgenossen heischt er monarchische Ehrungen.
Er kleidet sich in Purpur. Einer Jungfrau aus edelstem Hause tut er Gewalt an. In offener Ratsversammlung durchlöchert er mit dem Schwerte einen Stimmzettel, der seinen Günstling, den kupplerischen Lomellino, um die Prokuratorwürde zu bringen droht. Er erklärt Lomellino für gewählt und bricht so die Verfassung.

In einem furchtbaren Zornesausbruch verdammt der Oheim diese Tat. „Du bist ein Hochverräter des Staats, und hast das Herz seines Lebens verwundet! - es heißt: - Unterwerfung !“ aber seine „gottlose Liebe" hindert den Alten, „den Kopf des Empörers dem beleidigten Staat vom Blutgerichte zuzuwerfen“. So kann Gianettino sein Treiben heimlich fortsetzen. Mit Hilfe des Auslandes, des Kaisers Karl, bereitet er den gewaltsamen Umsturz vor. Zwölf der edelsten Genueser sollen an einem Tage über die Klinge springen. Dann wird der Wüstling die Monarchie ausrufen.
Als Tyrann wird er herrschen. Mit der Willkür des entfesselten Egoisten. Eine Geißel für den Staat, für jeden Stand, für jeden einzelnen Bürger. Das fühlt nicht nur der Adel, sondern das ganze Volk.
Als Gianettino im Senat die Stimmfreiheit vergewaltigt hat, stürzen die Handwerker zu Fiesco. Er ist für sie ein „besserer Edelmannn“ als die Doria. Darum soll er helfen „Schlage – stürze – erlöse!“ fordern sie. Ihr Unverstand macht für den Verfassungsbruch die Verfassung verantwortlich. „Der Staat muß eine andere Form haben!“ Nicht nur den Friedensbrecher, auch den großen Andreas verwünschen die Undankbaren. In diesem Augenblick des Aufruhrs scheint die Gefahr einer Pöbelherrschaft heranzudämmern.
Aber Fiesco versteht es, den empörten Volksgeist zu bändigen. Durch eine Tierfabel erteilt er den Handwerkern politischen Unterricht.
Ein Fleischerhund, so erzählt er, beherrschte das Reich der Tiere. Er „hauste hündisch im Reich, klaffte, biß und nagte die Knochen seines Volks“. Die Tiere erwürgten ihn und der Reichstag beriet über eine neue Verfassung. Das Volk wollte herrschen. „Die Regierung ward demokratisch. Jeder Bürger gab seine Stimme. Mehrheit setzte sich durch.“ Da erklärte der Mensch dem Freistaat der Tiere den Krieg. „Roß, Löwe, Tiger, Bär, Elefant und Rhinozeros brüllten laut: zu den Waffen! Lamm, Affe, Hirsch, Esel, das ganze Reich der Insekten, der Vögel, der Fische - alle wimmerten: Friede. Der Feigen waren mehr, denn der Streitbaren, der Dummen mehr,

denn der Klugen. Mehrheit setzte durch. Das Tierreich streckte die Waffen , und der Mensch brandschatzte sein Gebiet.“
Die Tiere verzichteten nun darauf, sich durch Volksentscheid selbst zu regieren. Sie wählten dafür einen „Ausschuß“, eine Art Parlament.
„Die Staatsgeschäfte teilten sich in mehrere Kammern. Wölfe besorgten die Finanzen, Füchse waren ihre Sekretäre. Tauben führten das Kriminalgericht, Tiger die gütlichen Vergleiche, Böcke schlichteten Heiratsprozesse. Soldaten waren die Hasen; Löwe und Elefant blieben bei der Bagage; der Esel war Gesandter des Reichs, und der Maulwurf Oberaufseher über die Verwaltung der Ämter. Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer diesem entrann, den tölpelte der Esel nieder. Tiger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Ämter niedergelegt wurden, fand sie der Maulwurf alle unsträflich verwaltet“.
Da empörten sich die Tiere und riefen: „Laßt uns einen Monarchen wählen, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat“ - und „einem Oberhaupt huldigten alle"- es war der Löwe!
Die Genueser jubeln. Sie erkennen in dem Löwen - Fiesco.

III.

Dieser hochgesinnte, von Genialität und Kampfesmut überströmende junge Edelmann aus dem Stamm der Grafen von Lavagna spielt ein doppeltes Spiel. In seiner Fabel läßt er dem Volke nur die Wahl zwischen Demokratie und Monarchie. Er verschweigt die aristokratische Form, unter der Genua glücklich war, bis ein Friedensstörer sie bedrohte.
Er zaubert dem Volke das Bild eines Monarchen Fiesco vor Augen, während der Adel von ihm die Wiederherstellung des aristokratischen Regimentes, die Befreiung von Gianettino erwartet.
Der Löwe Fiesco, der den „Fleischerhund“ erwürgen soll, vergleicht sich gelegentlich auch mit einer Schlange. „Sieben Farben ringeln

auf ihrem spiegelnden Rücken - Du nahst - und jählings schnürt Dich der tötliche Wirbel.“

Wer tyrannische Gewalten zu stürzen trachtet, braucht Schlangenklugkeit nicht weniger als Löwenmut. Dem Grafen von Lavagna ist beides angeboren.

Während er insgeheim bis ins kleinste die Gegenmaßregeln gegen Gianettinos Umsturzpläne trifft, spielt er vor der Welt den „Lebemann“, den genußfreudigen „Lebenskünstler“, der für politische Leidenschaft nur ein Lächeln übrig hat. Die Trauerkleider, die der Patriot Verrina um Genua anlegt, nimmt er als köstlichen „Spaß“. „Laß uns aussehen wie listige Erben, die heulend hinter der Bahre gehen und desto lauter ins Schnupftuch lachen.“ Mag Gianettino „Genua in die Tasche stecken und einem Kaper von Tunis verschachern, was kümmerts uns? Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen. - Staatsgeschäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen“.

Seine Schlangenklugheit hilft ihm über die gefährlichsten Lagen hinweg. Mit ihr täuscht er Gesinnungsfreunde und Gegner, b i s d i e Z e i t r e i f i s t. Und doch schickt Gianettino ihm einen Meuchelmörder auf den Hals. Der "Fleischerhund wittert in der Schlangenhaut den L ö w e n. Er, der sich Herrschertum anmaßt, ahnt in Fiesco den g e b o r e n e n Herrscher.

Fiesco ist's. „D a s B l u t d e r F i e s k e r f l i e ß t n u r u n t e r d e m P u r p u r g e s u n d.“ Der Trieb zu herrschen ist unbezwingbar in ihm. Und er hat auch die G a b e n dazu. An Kräften und Fähigkeiten überragt er alle seine Standesgenossen um Haupteslänge. Sein Stolz ist sich dessen wohl bewußt und nicht weit entfernt von Menschenverachtung.

Sein anfängliches Theaterspiel vor den Patrioten ist ihm nicht bloß politische Notwendigkeit, sondern, man fühlt es, zugleich eine Quelle inneren Vergnügens. Mit Genugtuung läßt er die andern ihre Unterlegenheit schmecken: „Waret Ihr eitel genug, Euch zu überreden, daß Ihr die einzigen wäret, die Genuas Ketten fühlten? Ehe Ihr sie nur von fern rasseln hörtet, hatte sie schon Fiesco zerbrochen." Verrina empfindet den Hochmut, der hinter diesen Worten lauert,

wie einen Stich; er bemerkt anderntags zu Burgognino: „Saht Ihr ihn gestern in unserer Bestürzung sich spiegeln? Der Mann, dessen Lächeln Italien irreführte, wird er seinesgleichen in Genua dulden?" Ganz gewiß nicht. Er wird sich nie begnügen, als Doge „Erster unter Gleichen" zu sein. Nur unumschränkte Gewalt kann seinen Herrschertrieb befriedigen.

Ihm selbst ist dies freilich noch unklar. Noch kämpft in seinem Herzen das Staatsgefühl mit dem Ehrgeiz einen Kampf, dessen Ausgang nur Verrinas Feingefühl voraussieht. Noch glaubt er, den Herrschertrieb besiegen zu können, und träumt davon, nach der Niederwerfung des Tyrannen Gianettino „Genuas glücklichster Bürger" zu werden. Bezeichnend aber ist für sein innerstes Wesen, wie er diesen Entsagungsgedanken vor sich selbst rechtfertigt: „Ein Diadem erkämpfen, ist groß. Es wegwerfen ist göttlich". Nicht der Staatsgedanke gibt für ihn den Ausschlag, sondern die eigene Größe und „Göttlichkeit"; nur ihr zuliebe will er verzichten.

Er ist von Grund aus edel. Aber ein Individualist. Das Ich geht ihm über die Gemeinschaft. An seinem Individualismus scheitert beinah das ganze Unternehmen der Patrioten. Als der alte Doria ihm den Mohren, der die Verschwörung verraten hat, gebunden zurückschickt, bäumt sich Fiescos Eigenliebe empor. „Ein Doria soll mich an Großmut besiegt haben? Eine Tugend fehlte im Stamme der Fiesker? Nein! so wahr ich ich selber bin! Ich werde hingehen und alles bekennen". Da brandmarkt ihn die Stimme der Gemeinschaft durch Verrina als „Verräter des Staats": „Bist Du unsinnig, Mensch? War es denn irgendein Bubenstreich, den wir vorhatten? - oder war es nicht Sache des Vaterlandes? - Oder wolltest Du nur dem Andreas zu Leibe, nicht dem Tyrannen?"

Fiesco besinnt sich noch einmal auf seine „Pflicht" gegen den Staat. Aber wiederum hat ihn Verrina bis ins tiefste durchschaut. Die Pflichten gegen sich selbst sind für Fiesco wichtiger, als die Pflichten gegen das Gemeinwesen. Die einzige Gemeinschaft, die dieser Individualist aus ganzem Herzen bejaht, ist seine Familie, sein „Stamm", als dessen

Krone er sich fühlt. In Gianettino und Andreas bekämpft er nicht volksbedrückende Tyrannen, sondern die Nebenbuhler seines Herrschaftstriebes. Darum wendet sich auch sein Vernichtungswille nicht allein gegen Gianettino, den Tyrannen, sondern ebenso gegen Andreas, den Hüter der republikanischen Freiheit, dem höchstens Schwäche zur Last zu legen ist. Weil Andreas seinem persönlichen Machthunger im Wege steht, weiß er den widerstrebenden Verschworenen zu suggerieren, daß auch der ,,sanftmütige Alte" gefällt werden muß.

So trägt am Ende der Herrschertrieb in ihm den Sieg davon über alle Bedenken. Er schwelgt in dem Gedanken, „daß von meinen Händen dahin, dorthin sich gängeln läßt das furchtbare Genua". Er berauscht sich daran, „tief unten den geharnischten Riesen Gesetz am Gängelbande zu lenken, - die unbändigen Leidenschaften des Volks, gleich so viel strampfenden Rossen, mit dem weichen Spiel des Zügels zu zwingen,- den emporstrebenden Stolz des Vasallen mit einem - einem Atemzuge in den Staub zu legen, wenn der schöpferische Fürstenstab auch die Träume des fürstlichen Fiebers ins Leben schwingt".

Die Machtvollkommenheit als solche reizt ihn. „Ein Augenblick Fürst hat das Mark des ganzen Daseins verschlungen." Auch Böses zu tun will er die Macht haben. Ganz gewiß will er als Monarch nicht den ,,Tyrannen", den „Fleischerhund" spielen. Er wird das Volkswohl zur Richtschnur nehmen, aber nicht aus Achtung vor Volk und Staat, sondern aus Achtung vor sich selbst. Daß er trotz gegebener Möglichkeit die Macht nicht mißbraucht, soll ihn vor sich und anderen verherrlichen. Seine Güte soll als Gnade empfunden werden. Er will sein Fürstentum „zur Schatzkammer seiner Wohltätigkeit"machen. Hinter dieser ,,Wohltätigkeit" wird stets die Drohung stehen: ich könnte auch anders. Und da ihn nicht Volksverbundenheit, nicht das Gefühl, dem Ganzen verantwortlich zu sein, leiten wird, droht stets die Gefahr, daß leidenschaftliche Verblendung ihn eines Tages auch beweisen läßt, daß er „auch anders kann".

Wie die Auslese der Nation, der stolze Adel, diese seelische Haltung Fiescos empfinden muß, faßt Verrina in die Worte: ,,Meinem Mitbürger konnt’ ich schon erlauben, mir Gutes zu tun - meinem Mitbürger hofft ich’s wett machen zu können. Die Geschenke eines Fürsten sind G n a d e - und nur Gott ist mir gnädig"

IV.

Der verantwortungsfremde Machtwille scheidet Fiesco scharf von Andreas, dem Volksführer, und gibt ihm Verwandtschaft mit Gianettino, dem Tyrannen. Die innere Verschiedenheit des Verantwortungsbewußten vom Verantwortungsfremden offenbart sich äußerlich in der Wahl der B u n d e s g e n o s s e n .

Andreas Doria sehen wir von einer Schar edelrassiger Menschen umgeben, ,,Ausländern" zwar, aber D e u t s c h e n , die sich in der Gefahr ,,wie Felsen vor ihn pflanzen" und mit „deutschen Hieben" den treulosen Genuesern ,,Respekt vor einem Graukopf einpeitschen".

Fiesco und Gianettino dagegen bedienen sich in ihrem skrupellosen Machtstreben wechselseitig des artfremden M o h r e n , der sie beide verrät. Wie ein warnendes Symbol der entfesselten Eigensucht steht dieser Bundesgenosse neben Fiesco „Das Stroh der Republik ist in Flammen", triumphiert Fiesco, der Egoist, beim Aufruhr der Bürger. Durch den Mund des Mohren zollt ihm bald darauf das U n t e r m e n s c h e n t u m beschämenden Beifall: „Gelt Fiesco, wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit dem Besen auskehren kann" Als dann in der Kampfnacht der wohlvorbereitete Waffengang um die Herrschaft ausgetragen werden soll, sieht Fiesco mit Entsetzen, wie das von ihm heraufbeschworene Untermenschentum seiner Führung entgleitet.

Mit einer Rotte von Dieben wirft der Mohr Feuerbrände in die Kirchen und Fiesco fühlt sich „zum M o r d b r e n n e r gemacht".

Aber Fiescos Ehrgeiz schlägt alle Warnungen des Schicksals in den Wind.

Noch einmal tritt der Volksheld Andreas in seinen Gesichtskreis. Vor ihm scheint in Fiesco eine Ahnung der eigenen seelischen Unzulänglichkeit heraufzudämmern: ,,Mußt' ich diesen Mann erst stürzen, eh' ich lerne, daß es schwerer ist, ihm zu gleichen?" Noch einmal werden ihm durch den Mund seines Weibes die Gefahren geschildert, mit denen Selbstherrschertum die eigene Seele des Herrschenden bedroht. Und es ist mehr als eine theatralische Episode, daß Fiesco in dem Augenblick, als er Gianettino, das Hindernis seines Machtwillens, zu beseitigen glaubt, - sein Weib ersticht, das ihm den Frieden der Seele verkörperte.

Aber auch diesen furchtbaren Schicksalsschlag nimmt er nicht als Warnung. "Die Vorsehung, versteh ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen." Und doch liegt Unsicherheit in diesen Worten. Er fühlt selbst, daß die Ehrsucht ihn den Wink der Vorsehung mißdeuten läßt, und beschwichtigt sein Gewissen mit dem Gelöbnis: „Ich will Genua einen Fürsten schenken, wie ihn noch kein Europäer sah."

Er ist am Ziele. Gianettino ist tot, Andreas muß flüchten. Der ,,Pöbel" fordert für Fiesco ,,wiehernd den Purpur". Der Adel ,,sieht - mit Entsetzen zu und darf nicht nein sagen". Die Konjunkturpolitiker aus dem Adelsstande stellen sich geschwind auf den Boden der Tatsachen. Durch Sacco "wirft sich der große und kleine Rat der Republik kniend vor seinen Herrn und bittet fußfällig um Gnade und Schonung". Calcagno begrüßt den „durchlauchtigsten Herzog" als ,,gnädigen Oberherrn".

Da aber tritt wie der Dämon des beleidigten Volksgeistes Verrina auf den Plan. Verrina, der Republikaner und Patriot; der fanatische Hüter der Freiheit. Nicht um die Freiheit der Masse ist's ihm zu tun. Die Freiheit des Adels will er wahren, die verfassungsmäßigen Rechte der Führerschicht, deren Unabhängigkeit in diesem Genua mit dem Staatswohl zusammenfällt. Fiescos scharfer Verstand ist in diesem einen Punkte getrübt. Sein individualistisches Grundgefühl macht ihn blind für die lebendigen Volkskräfte. Seine Selbstüberhebung

wiegt ihn in den Glauben, daß er den stolzen Adel unter seinen Herrscherwillen beugen kann. Er meint, das Staatswohl verwirklichen zu können aus eigener Kraft, unter gewaltsamer Ausschaltung einer verantwortungsbewußten Führerschicht. Hier liegt der Rechenfehler, geboren aus Mangel an Gemeingefühl. "Er kalkulierte das ganze Spiel des Neides. Aber der raffinierte Witzling ließ zum Unglück die Patrioten aus."
Der Patriot Verrina muß aus angeborenem Gemeingefühl vollbringen, was das Staatswohl in diesem Augenblick erfordert. Er vollbringt es unter Überwindung seiner individuellen Neigung.
Denn er liebt in Fiesco den hochherzigen Mann. Es jammert ihn auch, daß die Republik einen ihrer edelsten Söhne verlieren soll. Immer wieder, selbst fußfällig beschwört er den Freund: „Wirf den Purpur weg." Fiesco bleibt unerbittlich. Verrina aber fühlt's, daß auch der wertvollste Einzelmensch ein Nichts ist gegenüber der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft fordert das Opfer. Er reißt den Purpur von des Freundes Schultern und stößt den Tyrannen ins Meer.-
Die Versuchung, nun selbst die Führerschaft an sich zu reißen und die Revolution gegen das erdichtete „Tyrannentum" des Andreas weiterzutreiben, liegt diesem Republikaner weltenfern. Andreas Doria und seine Verfassung bedeuten das Staatswohl. Als der alte Doge zurückkehrt, gibt es für Verrina kein Schwanken: „Ich geh' zum Andreas“.

V.

„Republikanisches Trauerspiel" überschrieb Schiller sein Fiesco-Drama. In einem Briefe wiederum bekundet er als seine dichterische Absicht, „ein ganz großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes“ zu schaffen. Sein Drama ist beides: die Tragödie einer Republik und die Tragödie eines Ehrgeizigen. Es zeigt uns eine Republik, die einen Helden gebiert und diesen Helden selbst zu vernichten gezwungen ist. Und es zeigt uns einen Helden, der zur

Befreiung seines Vaterlandes berufen, seine geschichtliche Sendung überschreitet, indem er zur Krone greift.

In dem Ringen der durch Fiesco, Andreas, Gianettino und Verrina verkörperten Kräfte spiegelt sich das Ringen des Dichters um die Gestaltung der besten Staatsform, um den Gedanken des Volksstaats. Das Wahngebilde einer Demokratie zerstört er in Fiescos Tierfabel mit wohlgezielten, wuchtigen Schlägen. Massenherrschaft heißt Untergang. Aber nicht weniger gefährlich ist die Herrschaft eines einzelnen, der sich vom Individualismus leiten läßt.

Ein Haupt freilich gebührt dem Staatskörper: ein Doge, ein Duce, ein Führer. Aber dieses Haupt muß organisch mit dem Körper zusammenleben. Es muß emporwachsen aus einer volksverbundenen, durch geschichtliche Auslese und Züchtung gewonnenen Führerschicht. Es muß getragen sein von dem Vertrauen und der Mitarbeit der Besten.

Volk und Gesellschaft

(Luise Millerin.)

„Ein Eid ? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?“- „Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei dieser Menschenart alles -.“ Die Menschenart, die der Sekretarius Wurm seinem Präsidenten als so rückständig schildert, ist das ,,niedere“ Volk. Dem Volke ist der Eid noch heilig. Für die aufgeklärte Gesellschaft ist alles Heilige unwirklich, nur eine Idee - am Ende nur ein Wort.

I

Der Präsident v. Walter will, um seinen Einfluß auf den Landesherrn zu verstärken, seinen Sohn Ferdinand eine Scheinehe mit der Mätresse des

Fürsten eingehen lassen. Ferdinand aber liebt ein Mädchen aus dem Volke, Luise, die Tochter des armen Stadtmusikanten Miller.
Daraus entwickelt sich ein „bürgerliches Trauerspiel“. Aber diese Tragödie zweier Liebenden ist zugleich die Tragödie einer weltanschaulich zerspaltenen Nation.
Zwei Lager stehen einander in tiefinnerlicher Feindschaft gegenüber: der Kreis der Herrschenden und Besitzenden, die „gute“ Gesellschaft - und der Kreis der Armen und Unterdrückten, das einfache Volk.
Auf der einen Seite der Fürst mit seiner Mätresse, seinem Präsidenten und seinem Hofmarschall, in denen sich das Wesen der Gesellschaft ausdrückt. Auf der anderen Seite Musikus Miller mit Frau und Tochter, die schlichte deutsche Familie, eine der vielen Zellen, deren organische Verbindung Volk genannt wird. Zwischen beiden Lagern Wurm, der ,,Federfuchser“ und „Tintenkleckser“, der aus den Niederungen seiner Abkunft in den Glanz der Gesellschaft emporstrebt, und Ferdinand, der Soldat, den es aus der stickigen Luft des Fürstenhofes zurückzieht zu der unverdorbenen Schlichtheit des Volkslebens.
Nicht die Laune des großen Herrn, der die Töchter der Niedriggeborenen als Freiwild betrachtet, hat Ferdinand zu Luisen geführt. Er will sie zum Weibe, nicht zum Liebchen. Dieser Edelmann sucht eine Gefährtin, die ihm innerlich ebenbürtig ist. Er sucht reines Menschentum. Die Gesellschaft vermag’s ihm nicht zu bieten. Er findet es im Volke, in Luisen. Die Verbindung mit ihr soll ihn innerlich freimachen, ihn loslösen von einer Menschenschicht, die er verachten muß, obwohl er ihr entstammt. „Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche versüßen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?“ Weil er den Vater als Schädling, die herrschende Gesellschaft als schmarotzerhaft erkannt hat, ,,eben darum“ dürstet er nach den Urquellen nationaler Gesundung. In der Leidenschaft des liebenden Jünglings verbirgt sich der Instinkt des Patrioten.
Die Oberschicht, aus der Ferdinand kommt, ist von Grund aus verderbt. Sie gruppiert sich äußerlich um einen schwachen, leichtlebigen Fürsten,

der mit einer Engländerin, Lady Milford, in wilder Ehe lebt. Dieser Fürst macht das Wort ,,Landesvater“ zum Hohne. Das Volk ist ihm nur dazu gut, die Mittel heranzuschaffen für das Wohlleben der Gesellschaft. Seiner Mätresse zuliebe, läßt er „das Mark seiner Untertanen in einem Feuerwerk hinpuffen“. Unglückliche, die durch Brand ihre Habe verloren haben, sind ihm willkommen als Arbeitssklaven, die „in den Schachten der fürstlichen Silberbergwerke verderben“. Siebentausend Soldaten verschachert er nach Amerika. Die „vorlauten Burschen“, die den Obersten fragten, ,,wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe“, werden standrechtlich erschossen. Der Begriff der Verantwortung ist diesem Fürsten unbekannt. So unbekannt, daß er sich der Verwerflichkeit seines Treibens nicht einmal bewußt wird. Er weiß gar nicht, „was Elend ist“. Er ist ,,verschanzt vor der Wahrheit hinter seine eigenen Laster“. Er ist das ahnungslose Werkzeug ,,einiger Bösewichter“, für deren Schandtaten er seine „Majestät und fürstliche Handschrift hergibt“.

In Wirklichkeit herrscht an diesem Hofe nicht der Fürst, sondern der Eigennutz. Strebertum und Genußsucht sind die einzigen Triebkräfte, von denen die Gesellschaft sich leiten läßt. Alle Laster sind erlaubt. Allenfalls noch der Diebstahl gilt dem Hofmarschall als verwerflich, da er das übelerworbene Eigentum der Großen gefährdet. In jeder anderen Hinsicht ist das Sittengesetz aufgehoben. Selten wird ,,eine Mariage geschlossen, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend der Gäste - oder der Aufwärter - das Paradies des Bräutigams geometrisch messen kann“.

Männer und Frauen sind einander würdig. „Der Mann von unbescholtenen Sitten“ gilt nichts, der ,,Mann von Einfluß“ alles. Die harmloseren Glieder dieser Gesellschaft werden, wie der Hofmarschall v. Kalb, zu ,,Drahtpuppen“, denen der äußere Glanz des Hoflebens höchstes Glück bedeutet. Es sind ,,Leute, deren Seelen so gleich wie ihre Sackuhren gehen“. Sie verstehen es, „in einem Augenblicke siebenmal kurz und siebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel“ und betrachten es als die größte Weisheit,

„im rechten Tempo, auf eine geschickte Art, groß und klein zu sein“. Aber inmitten dieser geistigen Armut der Höflinge gedeiht das Verbrechertum der Begabteren. Wer ,,Witz genug hat, in seinen Beutel zu lügen“, der kann - „Präsident werden“. Ferdinands Vater verdankt diesen Posten sogar einem Morde; er hat seinen Vorgänger heimlich beseitigt. In dieses Verbrechen hat er auch den törichten Hofmarschall zu verwickeln verstanden. Beide haben sich „durch falsche Briefe und Quittungen“ bereichert. Helfer bei diesen Fälschungen war Sekretarius Wurm, dem es seither ,,an Empfehlung nicht fehlen kann“. Mit solchen Mitteln ist Präsident von Walter „Günstling und Siegelbewahrer“ des Herzogs geworden.

In einer korrupten Gesellschaft, die von der Ausbeutung des schaffenden Volkes lebt, darf auch die mildtätige Dame nicht fehlen. Die Mätresse des Fürsten hat ein mitleidiges Herz. Sie fühlt das Bedürfnis, „in unheilbare Wunden“ wenigstens etwas „stillenden Balsam“ zu gießen. Gern läßt sie sich vorreden, sie „habe sie alle getrocknet, die Tränen des Landes". Aber die Vorteile der Volksausbeutung genießt sie mit. Sie teilt das verschwenderische Leben des Herzogs. Sie hängt an ihrer Machtstellung und brächte es nicht über sich, ,,einer Dame vom Hofe den Rang vor sich einzuräumen".

Keine natürliche Verbundenheit hält diese Gesellschaft am Leben. Sie ist zusammengeleimt durch einen besonderen Kitt. „Ich halte Dich an Deiner eigenen Schurkerei, wie den Schröter am Faden", sagt der Präsident zu seinem Sekretär. Aber die gleichen Worte könnte der Sekretär zum Präsidenten oder der Präsident zum Hofmarschall oder dieser zu jenem sagen. Das Bindemittel, das diese Gesellschaft eint, ist die Solidarität des Verbrechertums.

II.

Im einfachen Volke dagegen sind die Grundkräfte wahren Gemeinschaftslebens am Werke. Hier lebt noch jene naturhafte, gottverbundene Sittlichkeit, die aus gesundem Blute entspringt und durch karge Lebensführung erhalten wird. Im ,,Hause der Unschuld"

sehen wir den prächtigen Musikus Miller das Szepter führen. Die Familie ist ihm alles. Mit rührender Sorglichkeit ist er auf ihre Reinhaltung bedacht. Sein Weib, dessen einfältiger Sinn sich von dem höfischen Glanze blenden läßt, bekommt bei jeder Gelegenheit den Kopf zurechtgesetzt. Als treuer Hausvater sucht er alles abzuwehren, was ihm Gift zu enthalten scheint.

„Stell' den vermaledeiten Kaffee ein und das Tobakschnupfen, so brauchst Du Deiner Tochter Gesicht nicht zu Markte zu treiben." Dieser Tochter gilt seine besondere Liebe und Fürsorge. „Ich hab' sie von Gott." Der Verkehr Ferdinands im Hause ist ihm ein Greuel, denn gegen die Gesellschaft und alles, was von ihr ausgeht, hegt er tiefes Mißtrauen. Die „prächtigen Bücher", die Ferdinand für Luise mitbringt, Erzeugnisse aus der „Pestilenzküche der Belletristen", wünscht er ins Feuer. „Da saugt mir das Mädel überhimmlische Allfanzereien ein, das läuft dann wie Mücken ins Blut und wirft mir die Handvoll Christentum noch gar auseinander… das Mädel setzt sich alles Teufelsgezeug in den Kopf; über all' dem Herumschwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zuletzt seine Heimat nicht mehr, vergißt, schämt sich, daß sein Vater Miller, der Geiger ist." Er wünscht sich einen „wackern ehrbaren Schwiegersohn" aus seinem Stande. Aber nur einen solchen, der auch das Herz seiner Tochter zu gewinnen versteht.

„Einen plumpen geraden deutschen Kerl" nennt er sich. Sein tiefes Gemüt versteckt sich gern hinter einer herzerfrischenden Grobheit. Seine Sprache ist „deutsch und verständlich", besonders, wenn es menschliche Gemeinheit zu geißeln gilt. Dem Sekretarius Wurm möchte er „Leib und Seele breiweich zusammendreschen, alle zehn Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser, und alle Bücher Moses und der Propheten aufs Leder schreiben, daß man die blauen Flecken bei der Auferstehung der Toten noch sehen soll".

Reichtum ist ihm verdächtig. Als Ferdinand ihm die volle Börse mit Goldstücken schenkt, fürchtet er, daß man ihn zu einer Schlechtigkeit anstiften will. „So viel Geld läßt sich, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen." Wohl gerät er in Verzückung beim Anblick des Goldes.

Aber nur, weil er es für seine Tochter zu nutzen hofft. „G e l d m a c h t d e n M a n n n i c h t - Geld nicht.- F ü r m i c h i s t d a s P l u n d e r . " Luise ist dieses Vaters würdig. Was sie zu Ferdinand treibt, ist nicht die Sucht der Kleinbürgerstochter, in eine „höhere Sphäre" aufzusteigen, sondern die Innigkeit einer gleichgestimmten Seele. Sie ist bereit, für dieses Leben auf den Geliebten zu verzichten und hofft auf Vereinigung in einer besseren Welt, in der „die Schranken des Unterschiedes einstürzen, von uns abspringen all' die verhaßten Hülsen des Standes, der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden und die Herzen im Preise steigen". Ihre Frömmigkeit ist nicht Lippenbekenntnis, sondern tiefstes Gefühl. Von dem Augenblick, als Ferdinand ihre Seele gefangen nahm, erzählt sie: „Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatte ich ihn nie so geliebt.“ Auf ihrem Gottvertrauen beruht ihr Selbstvertrauen. Ihre Herkunft empfindet sie nicht als niedrig. Sie weiß Echtes von Unechtem zu unterscheiden. Das Laster bleibt ihr verächtlich, auch wenn es in stolzem Gewande auftritt. Sie ist stolz auf ihre „bürgerliche Unschuld“.

So erscheinen Volk und Gesellschaft wie zwei verschiedene Welten, unüberbrückbar wie Gut und Böse, wie Sein und Schein. Sie scheiden sich wie Feuer und Wasser. Was im Volke faul ist, strebt zur Gesellschaft; was in der Gesellschaft noch echt ist, strebt zum Volke. Diese beiden Welten können nur solange nebeneinander bestehen, wie der Abstand zwischen Herrschenden und Beherrschten gewahrt bleibt. ,,Himmelsstriche"" müssen ,,sie trennen, Meere zwischen ihnen fließen". Aber wehe, wenn diese Welten eines Tages z u s a m m e n p r a l l e n .

III.

Ferdinand führt den Zusammenprall herbei.

Halb unbewußt ist er als Verteidiger seiner Liebe zugleich der S a c h w a l t e r d e r N a t i o n . Er fühlt, daß an seiner persönlichen Not die Not eines ganzen Volkes offenbar wird. Als man ihm vorhält, daß er seinen Offiziersdegen dem Fürsten verdanke, erwidert er:

„Der S t a a t gab ihn mir durch d i e H a n d des Fürsten." Als Diener dieses Staates weist er die Anmaßung einer Gesellschaft zurück, die sich aus Eigennutz mit dem Staate gleichsetzen möchte. In dem Eigennutz der Gesellschaft erblickt er nicht nur den eigenen Feind, sondern zugleich den Feind des Staates und der Nation. So treibt seine Liebesgeschichte unwillkürlich zur K r i s i s d e s S y s t e m s .
Als der Präsident ihm zumutet, Lady Milford zu heiraten, sprühen die ersten Funken. Der Vater verheißt ihm eine glänzende Laufbahn: „Du wirst die Uniform ausziehen und in das Ministerium eintreten! Der Fürst sprach von Geheimrat - Gesandtschaften - außerordentlichen Gnaden! - Das begeistert dich nicht?" Ferdinand antwortet: „Weil meine B e g r i f f e v o n G r ö ß e u n d G l ü c k nicht ganz die Ihrigen sind." Der Vater zürnt: „Wenn es nach deinem Kopf ginge, du kröchest dein Leben lang im Staube!'" Er erhält die vernichtende Antwort: „Immer noch besser als ich kröch' um den Thron herum." Ferdinand lehnt es ab, sich mitschuldig zu machen an „Tränen, Flüchen Verzweiflung", wie sie das fürstliche Regiment im Volke hervorruft.
Eine Verbindung mit der Geliebten des Fürsten erscheint ihm nicht, wie dem Präsidenten, als „Distinktion", sondern als Schmach. „Meine E h r e , Vater, - wenn Sie mir diese nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmenstück, mir das Leben zu geben".
Er soll persönlich bei der Lady seine Werbung vortragen. Der Präsident hat ihn bereits anmelden lassen. Ferdinand geht. Aber er ist entschlossen, als ,,d e u t s c h e r J ü n g l i n g " zu handeln.
Nicht als Freier, als Ankläger tritt er vor die Mätresse. Mitleidslos hält er ihr ,,einen Spiegel vor" und macht sie verantwortlich für die „ungeheuere Pressung des Landes". Es gelingt ihm, sie tief zu erschüttern. Als er sie bei ihrem britischen Nationalgefühl packt, offenbart sie ihm, daß sie, die Mitschuldige, zugleich selbst ein O p f e r der Gesellschaft ist. Der Herzog hat die verarmte englische Fürstentochter in Hamburg aus dem Elend aufgelesen und in seine Netze gezogen. Als seine Geliebte hat sie versucht, ihn zum Wohle des Volkes zu beeinflussen. Freilich nur von Fall zu Fall hat sie Härten

gemildert, das System ist bestehen geblieben. Von Ferdinand, den sie glühend liebt, hofft sie Befreiung aus der ,,abscheulichen Herrlichkeit", die ihr „Herz hungern läßt bei all' dem Vollauf der Sinne". Als aber Ferdinand ihr gesteht, daß er eine andere liebt, zeigt es sich, daß auch sie die Selbstsucht, die das Kennzeichen der Gesellschaft ist, nicht niederzukämpfen vermag. Ihre „Ehre", wie sie's nennt, verbietet ihr, zu entsagen. „Unsere Verbindung ist das Gespräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes sind auf mich gespannt." Ihre eigensüchtige Leidenschaft und das Urteil der Gesellschaft gelten ihr mehr als das Sittengesetz. Sie ist selbst zum Bestandteil jener Scheinwelt geworden, deren Opfer sie ist. So besteht sie auf der Heirat. Um sie durchzusetzen, will sie „alle Minen springen lassen".

Ferdinand aber ist gewillt, ihr und der Gesellschaft zu trotzen. „Es ist das köstliche Geschenk des Himmels: Entschluß in dem geltenden Augenblick, wo die gepreßte Brust nur durch etwas Unerhörtes sich Luft macht." Jetzt erst hat er den Geist der Gesellschaft in seiner ganzen Verworfenheit durchschaut. Er nimmt den Kampf auf gegen diesen Geist. Er will sehen, „ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird".

IV.

Der Achtgroschenjunge der Gesellschaft, der Spitzel dieses Systems, ist Herr Sekretarius Wurm. ,,Just so ein Musje, wie sie in der Leute Häusern herumriechen, über Keller und Koch räsonieren, und springt einem ein naseweises Wort übers Maul - Bums, haben's Fürst und Mätresse und Präsident, und du hast das Donnerwetter am Halse." Wurm hat dem Präsidenten die Liebschaft Ferdinands gesteckt. Nun soll über das Haus Millers das Donnerwetter losbrechen. Der Präsident persönlich macht sich auf den Weg. Er findet seinen Sohn bei Luisen.

Mit aufreizender Kraßheit tritt bei dem Verhör, das er mit dem Mädchen vornimmt, die innere Gemeinheit der Gesellschaft neben die Reinheit der Volksseele. „Er bezahlte Sie doch jederzeit bar?" wagt der Präsident

zu fragen. Ferdinand reißt den Degen heraus. Bei dem alten Miller aber bricht die Empörung des ehrlichen Mannes durch die Formen angelernter Unterwürfigkeit hindurch. „Den ungehobelten Gast werf‘ ich zur Tür hinaus - halten zu Gnaden!"
Jetzt schäumt der Präsident auf: ,,Solches Gesindel soll meine Pläne zerschlagen?" - „Die Gerechtigkeit soll meiner Wut ihre Arme borgen." - „Man soll Gerichtsdiener holen! - Vater ins Zuchthaus! An den Pranger Mutter und Metze von Tochter!"
Ferdinand wehrt den Häschern mit dem Degen. Der Präsident faucht die Beamten an: „Wenn euch euer Brot lieb ist -." Als er sich mit eigener Hand an Luisen vergreift, schreit Ferdinand: „Sie machen hier ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel auf ihre Leute verstand, daß sie aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister machte!" Der Aufschrei verhallt. Da greift Ferdinand zum letzten Mittel. „Ihr führt sie zum Pranger fort", ruft er den Gerichtsdienern zu, „unterdessen erzähle ich der Residenz eine Geschichte, wie man Präsident wird." - „Laßt sie ledig", ruft der Präsident und stürzt fassungslos dem enteilenden Sohne nach.
Die Welt des Scheins hat ihre erste Niederlage erlitten.

V.

Das Mittel des Terrors hat versagt. „Zwang erbittert die Schwärmer immer, aber bekehrt sie nie." So belehrt Wurm seinen Herrn. Er erkennt die Gefahr für das System. Er weiß, daß nur die Sohnesliebe bisher Ferdinands Zunge band. ,,Machen Sie ihm glauben, daß Sie der zärtliche Vater nicht sind, so dringen die Pflichten des Patrioten bei ihm vor."
Wurm rät nunmehr zu dem Mittel der List. Man soll es machen wie der kluge General, der „den Feind nicht am Kern seiner Truppen faßt, sondern Spaltungen unter den Gliedern stiftet". Sein Plan findet den Beifall des Präsidenten.
In aller Stille verhaftet man Luisens Eltern. Zu dem vereinsamten und verängstigten Mädchen begibt sich Wurm. Er schildert ihr die Lage als

hoffnungslos. Die Freigabe Ferdinands scheint ihr unvermeidlich zu sein, um seiner selbst willen. Sie läßt sich von Wurm einen Liebesbrief an den Hofmarschall von Kalb diktieren. Nur so, sagt der Sekretär, kann sie den Vater retten. Zugleich erleichtert sie damit Ferdinand die Trennung. Blutenden Herzens fügt sich Luise dem Diktat. Durch einen Eid verschließt man ihr den Mund. Der Brief wird Ferdinand in die Hände gespielt. Dieser kann an der Echtheit der Handschrift nicht zweifeln. Er glaubt Luisen der Untreue überführt. Aller Glaube an Menschenwert zerbricht in ihm.

Das Schicksal der Liebenden treibt zur Katastrophe. Aber der Untergang dieser Einzelwesen stürzt zugleich das morsche Gebäude der Gesellschaft in Trümmer. Schlag auf Schlag bersten die Säulen.

Den Hofmarschall, seinen vermeintlichen Nebenbuhler, stellt Ferdinand mit der Pistole. Der Feigling knickt elend zusammen. Voll Ekel wendet sich Ferdinand ab. „Fort, schlechter Kerl. Für dich ist kein Pulver erfunden." So zerplatzt die Scheingröße des Höflings.

Lady Milford trifft der nächste Schlag. Gönnerhaft hat sie beschlossen, das Unrecht an Luisen auf ihre Art „wieder gutzumachen". Luise soll ihre Zofe werden. „Ich will dein Glück machen." Aber Luise bedankt sich für ein Glück, das aus den Händen einer Buhlerin kommt. Mit Stolz weist sie das Ansinnen zurück. Es zieht sie nicht nach den Palästen, die so oft „die Freistätten der frechsten Ergötzlichkeit sind". Einem üppigen Leben zieht sie „die heitere Ruhe vor, womit die Unschuld ein reines Herz zu belohnen pflegt". Luise fühlt es, daß das scheinbare „Glück" dieser Lady so hohl und unwahrhaftig ist wie ihre „Wohltätigkeit". „Warum wollen Menschen so grausam-barmherzig sein? Wie kommt es, daß Ihr gepriesenes Glück das Elend so gern um Neid und Bewunderung anbettelt? - Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nötig zur Folie?" Die Lady ist im Innersten getroffen. Noch einmal züngelt im Gedanken an Ferdinand die Selbstsucht wild in ihr auf. „Ich kann nicht mit ihm glücklich werden - aber du sollst es auch nicht werden. Seligkeit zerstören ist auch Seligkeit." Luise aber verzichtet freiwillig auf den Geliebten.

Da schmilzt das letzte Eis vom Herzen der Lady. Das Mädchen aus dem Volke hat ihr den Unterschied von Sein und Schein gelehrt. So beschließt sie, Hof und Gesellschaft, dieser ganzen Welt der Eitelkeit den Rücken zu kehren und „sich in die Arme der Tugend zu werfen". Sie verläßt den Herzog und „will um den Taglohn arbeiten, sich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben." Der Entschluß, dem Schein zu entsagen, schenkt ihr ein nie gekanntes Glücksgefühl. Sie fühlt sich „so leicht - so gehoben."

Der vernichtende Ansturm gegen die Gesellschaft pflanzt sich über die Lady fort auf den Herzog. Ihm hinterläßt sie folgenden Abschiedsbrief: „Ich verabscheue Gunstbezeugungen, die von den Tränen der Untertanen triefen. Schenken Sie die Liebe, die ich nicht mehr erwidern kann, Ihrem weinenden Lande, und lernen von einer britischen Fürstin Erbarmen gegen Ihr deutsches Volk." Es ist der Wille der Lady, daß dieser Brief „nicht unter vier Augen bleibt". Frohlockend prophezeit sie: „Das ganze Land wird in Gärung kommen."

Der tötlichste Stoß stürzt am Ende den Präsidenten und seinen Helfershelfer. Ferdinand hat Luisen und sich vergiftet. Zu spät hat er ihre Unschuld erfahren. Er liegt im Sterben; so findet ihn der Vater.

,,Weide dich an der entsetzlichen Frucht deines Witzes", ruft ihm der Sterbende zu. In dem Präsidenten aber erwacht bei diesem Anblick das Gefühl der Blutliebe. Er sträubt sich gegen die furchtbare Wahrheit, daß er der Mörder des eigenen Sohnes geworden ist. Alle Schuld will er auf Wurm wälzen, der ihm „den Schlangenrat gab". Doch damit zerreißt er die Solidarität der Eigensucht, jenes einzige Bindemittel der Gesellschaft. In dem Augenblick, da er sich fallen gelassen fühlt, packt Wurm aus. „Ruft Mord durch die Gassen! Gerichtsdiener, bindet mich! Ich will Geheimnisse aufdecken, daß denen, die sie hören, die Haut schaudern soll." ,,Arm in Arm mit dir zum Blutgerüst", kreischt er dem Präsidenten zu.

Angesichts der unerbittlichen Wirklichkeit versinkt auch vor dem Präsidenten die Welt des Truges, in der er sich ein Leben lang

getummelt hat. Er erbettelt von dem sterbenden Ferdinand einen Händedruck der Vergebung. Dann stellt er sich den Häschern. Man führt ihn ab - durch die Menge des eingedrungenen Volkes, das schweigend den Platz behauptet. Die geopferte Luise aber, das Mädchen aus dem Volke, ist der ,,Altar", an dem Ferdinand seine Seele aushaucht.

VI.

„O sie sind pfiffig, solange sie es nur mit dem K o p f zu tun haben; aber sobald sie mit dem H e r z e n anbinden, werden die Bösewichter dumm." Trostreich ist diese Wahrheit für jedes von Bösewichtern mißregierte Volk, sofern es noch ein H e r z in sich schlagen fühlt.

Jener Iffland, der den Titel „Kabale und Liebe" für Schillers Drama erfand, suchte die aufwühlende revolutionäre Kraft dieser Tragödie zu kitschiger Sentimentalität umzufälschen. Schiller nannte sein Drama ,,Luise Millerin". Dieser Name trifft den Kern. Denn Luise ist gleichsam die g e t r e t e n e V o l k s s e e l e , die doch kein Stiefeltritt zu beschmutzen vermag.

Das einfache Volk ist der Jungbrunnen der Nation. Solange sein Fühlen und Wollen gesund ist, kann auch eine faulige Oberschicht das Leben der Gemeinschaft nicht auf die Dauer vergiften. Ein Funke idealistischen Feuers, aus der Volksseele in den Dunst der herrschenden Gesellschaft geschleudert, - sprengt eine ganze Scheinwelt der Korruption und der Eigensucht in die Lüfte. Kostbare Einzelwesen mag die Wucht dieser Explosion zermalmen. Sie fallen als O p f e r für die G e m e i n s c h a f t , die ihr Tod zu neuem Leben erweckt.

Staatsgewalt und Bürgerfreiheit
(Don Carlos.)

„Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber w e n n beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den M a r q u i s P o s a sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein." So beginnt Schiller den zehnten seiner ,,Briefe über Don Carlos". Das freimaurerische Gift, das die Väter der französischen Revolution damals über die Welt verbreiteten, hatte Eingang auch in den Geist des deutschen Dichters gefunden. Aber an diesem Dichter bewahrheitet sich, was sein König Philipp am Marquis Posa bemerkt: „G i f t selbst kann in gutartigen Naturen zu etwas Besserem sich v e r e d e l n .“

I.

Das spanische Weltreich steht unter dem eisernen Szepter Philipps des Zweiten. Der von Jesuiten beherrschte König zwingt seine Untertanen gewaltsam zum katholischen Bekenntnis. Ketzer werden verbrannt. In den Niederlanden, den ,,flandrischen Provinzen" des spanischen Reiches, hat der Gewissenszwang eine Volkserhebung hervorgerufen. Mit roher Gewalt will Philipp die ketzerische Nation zum Glauben und zum Gehorsam zurückführen.

In dem spanischen Marquis Posa aber, einem im Kriege erprobten Helden, erwächst ihm ein gefährlicher Gegenspieler. Posa will den Freiheitskampf der Niederländer zum Siege gestalten. Er findet gleichgesinnte Bundesgenossen in der edlen Königin Elisabeth und in seinem Freunde Don Carlos, dem Thronfolger. „Die gute Sache wird stark durch einen Königssohn." Carlos, so hofft der Marquis, soll nicht nur die Niederlande befreien, sondern als Erbe Philipps im ganzen Reiche die Freiheit aufrichten.

Das Ideal der F r e i h e i t durchdringt Posas ganzes Leben.

Aber er ist nicht etwa ein „F r e i g e i s t". Er spottet vielmehr über den Wahn, die Welt sei sich selbst genug, sie werde von Naturgesetzen regiert, die einen Gott überflüssig machten. ,,Keines Christen Andacht hat Gott mehr als dieses Freigeists Lästerung gepriesen." Und Posas Freund Carlos kennzeichnet ihr gemeinsames Streben so: „Was wir verheimlichen, kann Euern Gott nicht schänden, es ist sein eigenes, schönstes Werk."

Auch ein F r e i s t a a t l e r ist Posa nicht. Nicht in der Selbstregierung der Massen erblickt er die Freiheit. Befreiung der Massen ist ihm nur denkbar unter der Führerschaft einer selbst innerlich freien Persönlichkeit. Er erwartet einen Fürsten, der „über Millionen Könige ein König" sein wird. „Bürgerglück wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln." Führer und Geführte werden dann zu einer lebendigen Einheit zusammenwachsen. So träumt er von einer ,,Weltrepublik" - unter Führung eines Monarchen.

Posa fühlt sich als W e l t b ü r g e r. Aber er ist nicht vaterlandslos. Auch für ihn gilt das Wort der Königin: ,,Uns alle zieht das Herz zum Vaterlande." Den ,,spanischen Boden" nennt er ,,mit gerechtem Stolze" sein Vaterland. Gleichwohl ist er Weltbürger. Aber er ist es nicht etwa aus einer internationalistischen Überzeugung heraus. Der Gedanke, daß nur durch eine Vereinigung der Nationen das Glück der „Menschheit" begründet werden könne, liegt ihm fern. Er ist Weltbürger v o n G e b u r t, Bürger eines Weltreiches, in dem „die Sonne nicht untergeht", in dem die verschiedensten Völker vereinigt sind. Als Bürger dieses Reiches steht er ü b e r den im Staate zusammengeschlossenen Nationen und fühlt sich ihnen allen verbunden und verantwortlich. Die gegebenen Verhältnisse schließen es aus, daß seine Liebe zum spanischen Vaterlande zu einer Leidenschaft ausreift. Denn dieses Spanien hat die V o r h e r r s c h a f t im Reiche Philipps, ist von fremden Nationen nicht ernsthaft bedroht, ist von keinem äußeren Feinde geknechtet. Die innere Knechtung aber, die auf Spanien lastet, drückt ebenso die andern Völker des Reiches, drückt am furchtbarsten die N i e d e r l a n d e.

So erklärt es sich, daß das Verhältnis der Nationen zueinander und das Verhältnis der einzelnen Nation zur übrigen Menschheit völlig außerhalb der Betrachtungsweise Posas liegt. Was ihn bewegt, ist lediglich das Verhältnis der staatlichen Gewalt zur Bürgerfreiheit. Die Bürgerfreiheit sieht er im ganzen Reiche unterdrückt. Aber den Hebel zur Befreiung setzt er nicht in seinem eigentlichen Vaterlande Spanien an, wo der Glaube einer Minderheit geknebelt wird, sondern in Flandern, wo ein ganzes Volk vergewaltigt werden soll.

Das Schicksal dieses Volkes läßt ihn, den Weltbürger, ihn, den Spanier, den Eigenwert jeder Nationalität wenigstens dunkel empfinden. Er ahnt, daß in den Niederlanden nicht nur das religiöse Gewissen, sondern auch das unterdrückte Volkstum nach Befreiung schreit. So rühmt er dem Könige die Niederländer als „ein kräftiges, ein großes Volk - und auch ein gutes Volk". Sein politisches Feingefühl läßt ihn erkennen, daß das Ideal der Bürgerfreiheit am ehesten dort Verwirklichung erhoffen darf, wo der Freiheitsdrang des einzelnen sich verbindet mit dem Freiheitsdrang der Nation.

Freilich nicht diesem Volke allein wünscht er die Freiheit. Sein Herz schlägt „der ganzen Menschheit", seine Neigung ist „die Welt mit allen kommenden Geschlechtern". - ,,Wenn Sie zum glücklichsten der Welt Ihr eigenes Königreich gemacht", ruft er Philipp zu, „dann ist es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen". Hier wird der Realpolitiker Posa zum Schwärmer. Schiller selbst gesteht im zwölften Carlos-Briefe, er wolle „den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben". Aber auch der Schwärmer Posa ersehnt ein allgemeines Weltreich nicht, um die Nationen darin zu ertränken, sondern nur, um das Ideal der Bürgerfreiheit, das er als allgemein gültig erkannt zu haben glaubt, den Bürgern aller Nationen schenken zu können.

Zu diesem Zwecke erträumt der Schwärmer einen alle Menschen umfassenden Staat. Der Realpolitiker aber entwirft den Plan zur Befreiung einer bestimmten Nation.

Von unwürdiger Unterdrückung will Posa die Niederländer erlösen. Was ihm Unterdrückung und was ihm Freiheit bedeutet, erläutert er dem König: „Geben Sie Gedankenfreiheit! ... Weihen Sie dem Glück der Völker die Regentenkraft, die - ach so lang - des Thrones Größe nur gewuchert hatte. - Stellen Sie der Menschheit verlorenen Adel wieder her! Der Bürger sei der Krone Zweck - ihn binde keine Pflicht als seiner Brüder gleich ehrwürdige Rechte." Die Frucht der Freiheit wird sein, daß „der Mensch, sich selbst zurückgegeben, zu seines Werts Gefühl erwacht" und fortan „der Freiheit erhabene, stolze Tugenden gedeihen".

Nicht der eigenen Macht und Größe hat der Staatslenker zu dienen, sondern den Staatsbürgern, dem Volk. Und nicht nach persönlicher Willkür darf er die Freiheit des einzelnen beschränken, sondern nur nach den Erfordernissen, die das Wohl aller übrigen, das Gemeinwohl, stellt.

Jede vom Gemeinwohl nicht gebotene Freiheitsbeschränkung erscheint Posa als Verbrechen am Einzelnen wie am Ganzen. Vergebens weist Philipp darauf hin, daß sein Zwang Spanien „Ruhe" und ,,nie bewölkten Frieden" und damit ,,des Bürgers Glück" geschaffen habe. Posa kennzeichnet diese Ruhe als ,,Ruhe eines Kirchhofes", dieses Glück als Scheinglück. Er weigert sich ein Glück der Gesamtheit anzuerkennen, wenn die einzelnen, aus denen die Gesamtheit sich bildet, zu Knechten erniedrigt sind, die nicht einmal ,,denken" dürfen.

Aber nicht nur dem Glück des einzelnen zuliebe fordert Posa die Freiheit. Er fordert sie zugleich als Voraussetzung für das Gedeihen ,,erhabener, stolzer Tugenden". Nur im Zustande der Freiheit kann sich im einzelnen Staatsbürger jene ,,republikanische Tugend" entwickeln, als deren Inbegriff Schiller im zweiten Carlos-Briefe die Aufopferungsfähigkeit bezeichnet. Die "republikanische Tugend" ist aber nichts anderes als die stete Bereitschaft, "Gemeinsnutz vor Eigennutz zu stellen. Sie ist gleichbedeutend mit Gemeingefühl und Staatsgesinnung.

Unwürdige Unterdrückung erstickt das Gemeingefühl. Die größtmögliche Freiheit des einzelnen ist mithin zugleich eine Forderung des Gemeinwohls.

Daß nicht die Entfesselung der Individualität um der Individualität willen sein Ideal ist, beweist Posa selbst durch sein Verhalten gegen Don Carlos. Er unterdrückt höheren Zwecken zuliebe die Freiheit des eigenen Freundes, verheimlicht ihm seine Pläne, um ihn desto sicherer zu leiten, und läßt ihn schließlich verhaften. So bestätigt er durch die Tat die Wahrheit, daß jede menschliche Freiheit ihre Grenze findet, wo sie Notwendigkeiten entgegensteht, die die Gesamtheit betreffen. ,,Wahre Größe des Gemütes", schreibt Schiller im elften Carlos-Briefe, ,,führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie... nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte".

So verlangt Posa äußere Freiheit nicht um ihrer selbst willen und keineswegs unbegrenzt. Er fordert sie nur, insofern sie die Vorbedingung ist für die Erziehung zur inneren Freiheit. Unter innerer Freiheit aber versteht er die Herrschaft über sich selbst, die Erhabenheit über die selbstsüchtigen Triebe, die seelische Kraft, den Eigennutz zum Wohle des Ganzen zu bändigen. In dieser Seelenverfassung des Einzelmenschen liegt für Posa sowohl das persönliche Glück wie das Glück der Gesamtheit beschlossen.

III.

Die dramatische Handlung des Trauerspiels verdeutlicht uns diese Grundelemente der Weltanschauung Posas bis ins letzte.

Wir sehen den Hof des Selbstherrschers Philipp zu einer Brutstätte innerer Unfreiheit entartet. Den Großwürdenträgern des Reichs ist nicht das Wohl der Allgemeinheit, nur die Person des Herrschers Richtschnur. Von seiner Willkür hängt ihr Wohl und Wehe ab. Darum suchen sie ihm gefällig zu sein um jeden Preis. ,,Ihre zahmen

Laster, beherrscht vom Zaume, dienen seinen Zwecken." Diese Männer haben, von Eigennutz geleitet, ,,freiwillig ihres Adels sich begeben, freiwillig sich auf diese niedere Stufe herabgestellt. Erschrocken fliehen sie vor dem Gespenste ihrer innern Größe, gefallen sich in ihrer Armut, schmücken mit feiger Weisheit ihre Ketten aus, und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen."

Für innerlich freie Menschen ist im Reiche Philipps kein Raum. „Schon flohen Tausende aus seinen Ländern froh und arm." Gerade die „Edelsten" sind es, die der Glaubenszwang aus dem Lande treibt. Knechtsseelen bleiben übrig. „Stolz lieb ich den Spanier", phantasiert der König. Aber sein Zwangsregiment droht die Spanier in ein Volk von Knechten zu verwandeln.

Der König selbst ist unfrei. Er ist der Sklave seiner eigenen Herrschsucht. Durch sie wird er zum Werkzeug jener im Großinquisitor verkörperten überstaatlichen Macht, die ihm durch Knechtung der Gewissen die schrankenlose Beherrschung seiner Untertanen erst ermöglicht. Die von ihm selbst gezüchtete Eigensucht der Höflinge verstrickt ihn noch tiefer in Unfreiheit. Denn diese Eigensucht ist nicht ohne Erfolg bestrebt, durch Schmeichelei und Einflüsterung den Willen des Herrn unvermerkt nach ihren Zielen zu lenken.

In den Ketten dieser Unfreiheit sehen wir auch den Königssohn Don Carlos sich winden. Philipp hat in sein Liebesleben eingegriffen. Der Prinz hat seine Braut, Elisabeth von Valois, dem Vater abtreten müssen, der sie zu seiner Gemahlin gemacht hat. Nun verzehrt sich Carlos in hoffnungsloser Liebe zur Stiefmutter. Seine Leidenschaft droht jeden höheren Schwung der Seele, jedes Gemeingefühl in ihm zu ersticken.

Allen diesen Unfreien steht Marquis Posa als leuchtendes Widerspiel gegenüber. Seine starke und stolze Natur hat sich mitten im Reiche der Unfreiheit die innere Freiheit zu bewahren verstanden. Er ist „ein größerer Fürst in seinen stillen Mauern, als König Philipp auf dem Thron - ein Freier". Vor ihm wird selbst der Tyrann sich der eigenen Erbärmlichkeit bewußt. „Wie er auf mich heruntersah...

E i n freier Mann stand auf in diesem ganzen Jahrhundert." Ihn vermag der König nicht zu knechten, weil er des Königs „nicht bedarf". Sein Charakter ruht in sich selbst. Er hat keine ,,Leidenschaften, die von dem Throne betteln gehen". Als der König ihm seine Huld schenkt, hat Posa nur zu erwidern: „Und meine Mitbürger, Sire? Oh, nicht um mich war mir's zu tun, nicht m e i n e Sache wollt' ich führen".
Die innere Freiheit befähigt ihn, die „republikanische Tugend" nicht nur vorzuleben, sondern auch für sie zu s t e r b e n . Er opfert sein Leben, um Don Carlos zu retten. Er opfert es nicht dem Freunde, vielmehr dem künftigen Herrscher, der den Völkern Freiheit bringen soll. „Er stirbt," heißt es im zwölften Carlos-Briefe, ,,um für sein Ideal alles zu tun und zu geben, was ein Mensch für etwas tun und geben kann, das ihm das Teuerste ist". Er beweist durch die Tat, daß der ,,Inbegriff aller republikanischen Tugend" - A u f o p f e r u n g s f ä h i g k e i t heißt.

IV.

Sein Opfertod hat z e u g e n d e K r a f t . Ein Freier stirbt, - ein anderer tritt an seine Stelle. Der sterbende Posa schenkt dem Freunde Carlos die innere Freiheit, die ihn befähigen soll, für das Ganze zu wirken.
Unaufhörlich, aber immer vergebens hat Carlos um diese Freiheit gerungen. Stets von neuem hat er sich in die Bande seiner Liebe verstrickt. Umsonst hat ihn Posa an frühere Zeiten erinnert: „Ein ganzer Weltkreis hatte in Deinem weiten Busen Raum. Das alles ist nun dahin, von einer Leidenschaft, von einem k l e i n e n E i g e n n u t z verschlungen. Dein Herz ist ausgestorben. Keine Träne dem ungeheuren Schicksal der Provinzen. Wie arm bist Du, wie b e t t e l a r m geworden, seitdem D u n i e m a n d l i e b s t a l s D i c h .“ Nur durch kluge Ausnutzung seiner Leidenschaft kann Posa den Prinzen für seine großen Aufgaben zurückgewinnen. Er macht Elisabeth zu „der Heldentugend Schöpferin". Aus ihrem Munde muß Carlos seine Pflicht vorgeschrieben erhalten. Sie, die Geliebte, muß ihn mahnen: „V e r d i e n e n Sie der Welt voranzugehen, und o p f e r n Sie,

was keiner opferte." Wohl gehorcht ihr Carlos. „Ich bin entschlossen. Flandern sei gerettet. Sie will es, das ist mir genug." Nicht der eigene freie Entschluß, nur der Wille der Geliebten treibt ihn an. Als später der Brief der Fürstin Eboli den Irrtum in ihm erweckt, seiner Liebe winke Erhörung, ist Flandern ihm sofort wieder gleichgültig. Er ist der Hörige seiner Eigensucht geblieben.

Erst Posas Opfertod macht ihn innerlich frei. Als er den letzten Abschied von der Königin nimmt, kann selbst die offenbar werdende Gegenliebe Elisabeths seinen Entschluß, das große Vermächtnis seines Freundes zu erfüllen, nicht mehr erschüttern. Aus freiem Antrieb entsagt er seinem Liebesglück, um das Glück der unterdrückten Niederländer zu begründen. „Es gibt ein höher, wünschenswerter Gut, als Dich besitzen." - „Jetzt trotz' ich jedem Schicksal der Sterblichkeit Ich hielt Sie in den Armen und wankte nicht." Jetzt eilt er, sein „bedrängtes Volk zu retten von Tyrannenhand".

Es ist ihm nicht vergönnt, seinen Vorsatz zur Tat zu gestalten. Sein Plan wird entdeckt, und Philipp überliefert den Sohn der Rache der Priester. So muß auch Carlos seinen Glauben mit dem Tode besiegeln. Aber wir ahnen: wie Posas Opfertod den Prinzen innerlich befreit hat, so wird der Opfertod des Prinzen in unzähligen Herzen Freiheit und Bürgertugend erwecken. Der einzelne Kämpfer geht unter - aber die Idee marschiert.

V.

Bürgertugend ist der Grundpfeiler des Volkswohles. Die innerlich freie Persönlichkeit aber ist die Quelle der Bürgertugend. Nicht zu Knechten darf der Staat seine Bürger erziehen, nicht die Gewissen vergewaltigen, nicht die Seelen darf er töten. Wohl steht die Gemeinschaft weit über dem einzelnen, und der einzelne hat sich ihr, wenn es nottut, zu opfern. Aber darum ist das Individuum nicht bedeutungslos. Nicht nur die Gemeinschaft hat Ansprüche gegen den einzelnen; auch der einzelne hat Ansprüche an die Gemeinschaft. Er hat vor allem Anspruch auf das volle Maß persönlicher

Freiheit, das ihm ohne Gefährdung des Gemeinwohls gewährt werden kann. Die so verstandene Freiheit der Persönlichkeit kommt wiederum der Gemeinschaft zugute. Denn nur die Freiheit pflegt in den Bürgern Kräfte zu entwickeln, die zu freiwilliger Aufopferung für das Ganze befähigen.

Soldatentum und Politik

(Wallenstein.)

In der Wallenstein-Trilogie hat Schiller die Tragödie eines genialen Politikers gestaltet, den das Schicksal dazu verdammt hat, nichts als Soldat zu sein. Mit schmerzvollem Neide blickt Wallenstein auf seinen großen Gegner, den Schwedenkönig Gustav Adolf, den ein glücklicheres Los bei Lützen den Heldentod sterben ließ. „Was machte diesen Gustav unwiderstehlich, unbesiegt auf Erden? Dies, daß er König war in seinem Heer." Wallenstein, der sich gleich jenem zum Volkskönig geboren fühlt, ist ,,des Kaisers Knecht", ein Feldherr ohne Volk. Das Mißverhältnis zwischen innerer Berufung und äußerer Lage bereitet ihm den Untergang. Nicht in offener Feldschlacht vor dem Feinde zu sterben ist ihm vergönnt; ihn ermorden die eigenen Soldaten.

I.

Sechzehn Jahre schon tobt der alles verwüstende Religionskrieg durch Deutschland. Von Norden her sind die Schweden ins Land gefallen und leihen der protestantischen Sache ihren kriegerischen Beistand. Der katholische Kaiser Ferdinand stellt ihnen seinen Feldherrn Wallenstein entgegen. Das Heer des Kaisers ist Wallensteins eigene Schöpfung. Furcht und Mißtrauen erfüllen den Kaiser gegenüber seinem Feldherrn, vor dem er sich schuldig fühlt. Er hat diesem Feldherrn einst mit Undank gelohnt, hat ihn willkürlich seines Postens

enthoben; die höchste Not aber hat ihn gezwungen, den Gefährlichen zurückzurufen.

Des Kaisers Undank hat in dem Soldaten Wallenstein das politische Gewissen erweckt. Ihm ist klar geworden, daß ein Kaiser, der kein Herz hat für das Reich, der nur die Vergrößerung seiner österreichischen Hausmacht erstrebt, der die Reichsfürsten zu Werkzeugen seiner eigensüchtigen Zwecke erniedrigen möchte, der Dienste eines Wallenstein unwert ist. Der Feldherr des Kaisers erkennt, daß das Wohl des Reiches nur durch einen Fürstenbund gewährleistet werden kann, der stark genug ist, die kaiserliche Eigensucht in den Dienst der Gesamtheit zu zwingen. Zur Durchsetzung dieses politischen Zieles glaubt sich Wallenstein berufen. ,,Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren. Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen. - Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab. Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr, zur Wohlfahrt aller, zu des Ganzen Heil, und nicht mehr zur Vergrößerung des einen." Der Entschluß, den Reichsgedanken im Kampfe gegen die kaiserliche Macht zum Siege zu führen, macht Wallenstein zum Revolutionär. Er will „die Macht, die ruhig sicher thronende, erschüttern, die in der Gewohnheit festgegründet ruht, die an der Völker frommem Kinderglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt". Er weiß, daß jedem revolutionären Streben ein „unsichtbarer Feind" in der Menschenbrust widersteht, eine ,,feige Furcht", die „Gewohnheit“, das ,,ewig Gestrige, das morgen gilt, weil's heute hat gegolten".

Nicht die überlieferte Ehrfurcht vor der kaiserlichen Würde ist es allein, was sich ihm entgegenzustellen droht. Das Machtstreben des Österreichers, der sich deutscher Kaiser nennt, geht Arm in Arm mit dem Machtstreben der Jesuiten. Wie diese jede Stärkung des katholischen Kaisers als Stärkung des katholischen Glaubens begrüßen, so ist für den Kaiser die Ausbreitung des katholischen Glaubens ein willkommener Vorwand, um seine Ländergier idealistisch zu verschleiern. Wallenstein durchschaut das Spiel. Er sieht, daß der Hader

der Konfessionen das Reich zugrunde richten muß. Darum gedenkt er, über die Glaubensunterschiede hinweg die Deutschen im Reichsgedanken zu vereinen. „Ich hasse die Jesuiten. - Meßbuch oder Bibel - mir ist all eins." Die Jesuiten aber, die in dieser Zielsetzung eine tötliche Bedrohung ihrer Macht erkennen, schicken Hetzprediger im Mönchgewande aus, die den Feldherrn im Heerlager als „Teufelsbeschwörer und König Saul", als ,,Sündenvater und muffigen Ketzer" anzuschwärzen suchen.
Hof und Jesuiten werfen Wallenstein vor, daß er den Krieg verewigen wolle. In Wirklichkeit ist es umgekehrt. „Ihr seid es, die den Frieden hindern, Ihr", ruft Max Piccolomini dem kaiserlichen Rat Questenberg zu. Und Wallenstein spricht die Wahrheit, als er den Kürassieren erklärt: ,,Östreich will keinen Frieden. Was kümmert's Östreich ob der lange Krieg die Heere aufreibt und das Land verwüstet. Es will nur wachsen stets und Land gewinnen." Der den Frieden ehrlich erstrebt, ist Wallenstein. Denn seine politische Idee, die Einigung der Reichsfürsten zum Wohle des Ganzen, fordert gebieterisch das Ende des Bruderkrieges. Darum ,,schont er die Sachsen", die Feinde des Kaisers, die er zu deutschen Bundesbrüdern gewinnen möchte, und verhandelt mit ihnen. Und wenn er gleichzeitig auch mit den Schweden verhandelt, so schwebt ihm auch hierbei kein anderes Ziel vor als die Herstellung des Friedens.
Auch in seiner Stellung zu den Schweden bestimmt ihn allein der Reichsgedanke. Als Graf Terzky ihm rät, dem Feinde doch ein „Fleckchen Land zu gönnen" - „geht's ja nicht von dem Deinen", - da antwortet er leidenschaftlich: „So! Meint Ihr wohl, ich soll ihm ein schönes deutsches Land zum Raube geben, daß wir zuletzt auf eigenem Grund und Boden nicht Herrn mehr sind? - Fort, fort mit ihnen! Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland zerstückelt hab', verraten an den Fremdling, um meine Portion mir zu erschleichen. - Es soll mir keine fremde Macht im Reiche Wurzel fassen. - Beistehen soll'n sie mir in meinen Planen, und dennoch nichts dabei zu fischen haben." Wallenstein will einen deutschen Frieden. Dies muß, trotz der

boshaften Spitze seiner Worte, selbst der kaisertreue Oktavio Piccolomini zugeben: „Nichts will er als dem Reich den Frieden schenken. Und weil der Kaiser diesen Frieden haßt, so will er ihn... dazu zwingen. Zufriedenstellen will er alle Teile und zum Ersatz für seine Mühe Böhmen, das er schon inne hat, für sich behalten." Oktavio hat Recht. Im Rahmen des erstrebten deutschen Friedens wünscht Wallenstein für sich die böhmische Königskrone. Wohl ist er bereits „Reichsfürst" als Beherrscher der mecklenburgischen Lande, die ihm der Kaiser verpfändet hat. Aber er scheint es zu fühlen, daß er ein echter Reichsfürst nur als König seiner böhmischen Heimat werden kann. Auch hier ist jedoch nicht öde Selbstsucht, wie Oktavio glaubt, die Triebfeder. Wallenstein ist von dem Bewußtsein getragen, daß er auf Böhmen Anspruch hat, aber auch Böhmen auf ihn. Denn „stets der Herrschverständigste soll Herrscher sein und König". Die unduldsame Herrschaft Österreichs ist den Böhmen verhaßt. „Dieses böhmsche Land, um das wir fechten, es hat kein Herz für seinen Herrn, den ihm der Waffen Glück, nicht eigene Wahl gegeben." In Wallenstein wird es einen Herrn erhalten, der dem eigenen Volkstum entsprossen ist. Daß dieser Gedanke kein eitles Hirngespinst ist, zeigt sich, als Wallenstein, vom größten Teil des Heeres verlassen, in Eger einzieht. Da begegnet sich die Sehnsucht des Volkes mit der Sehnsucht des Feldherrn, König seines Volkes zu werden. Da erkennt das Volk in Wallenstein den ihm gebührenden Herrn. Staunend vermerkt Buttler: „Die Bürger erklären sich für ihn. Ich weiß nicht, welch ein Schwindelgeist die ganze Stadt ergriffen. Sie sehen im Herzog einen Friedensfürsten und einen Stifter neuer goldener Zeit. Schon haben sich ihrer Hundert angeboten, Wache bei ihm zu tun." Jetzt, wenige Stunden vor seinem Ende, beginnen sich die Anfänge eines Volksheeres um ihn zu kristallisieren, eines Volksheeres, wie es den Schwedenkönig Gustav Adolf unbesiegbar gemacht hat. An der Spitze eines solchen Volksheeres, als König von Böhmen würde ihm, so fühlt man, die wurzelechte Kraft zuströmen, als Reichsfürst sich ,,reichsfürstlich zu erweisen" und eine politische Bewegung zum Siege

zu führen, die dem ganzen Reiche Wohlstand und Stärke erringen soll.

Aber derselbe Wallenstein, der sich zum Träger großer uneigennütziger Ideen macht, ist zugleich beseelt von einem dämonischen Selbstgefühl und einem unbezähmbaren Tatwillen. Diese Verbindung von Selbstgefühl und Tatwillen mag man Ehrsucht nennen. Und doch ist in ihr der Drang, bei Mit- und Nachwelt Ruhm zu erwerben, weniger mächtig als der seelische Zwang, sich selbst Genüge zu tun. Des ,,Herzens wilder Trieb" offenbart sich in Wallensteins Worten: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Die große Seele Wallensteins ist gewillt, diesen Trieb in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen. In dem Augenblick aber, in dem das Gemeinwohl sich diesem Triebe entgegenstellt, muß ein furchtbarer Kampf entbrennen. Und wir ahnen, daß in diesem Kampfe der gigantische Individualismus Wallensteins alle Dämme durchbrechen wird.

Und doch bleibt der individualistische Tatwille Wallensteins noch in der Verirrung davor bewahrt, zu rationalistischem Zweckstreben; zu egoistischer Vorteilshascherei zu verflachen. Als Führer wie als Verführer weiß Wallenstein sich selbst geführt von einer höheren Macht.

Seine Sterndeuterei ist nicht platter Aberglaube, sondern Ausdruck tiefer Religiosität Er weiß, ,,es gibt keinen Zufall , und was uns blindes Ungefähr nur deucht, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen". Das Wort der Gräfin Terzky ,,Aller Ausgang ist ein Gottesurteil" spiegelt Wallensteins eigenen Glauben wider. Noch den Kürassieren, die er zum Verrat bereden will, erklärt er aus innerster Überzeugung: „Ich bin der Mann des Schicksals."

II.

Gustav Adolfs Heer war eine Auslese seines Volkes. Der politische Gedanke, der Gustav Adolf nach Deutschland führte, lebte zugleich in seinem Volke und in seinem Heere. Es war ein nationaler

G e d a n k e . Es galt den heimischen protestantischen G l a u b e n zu sichern, dessen Unterdrückung in Deutschland eine ständige Bedrohung auch der schwedischen Glaubensfreiheit bedeutet hätte. Zugleich bot dieser Krieg Gelegenheit, in Deutschland fruchtbaren Boden zu erkämpfen und damit den R a u m für die Entfaltung des schwedischen Volkes zu vergrößern.
„Ihr Lutherischen", sagt Wallenstein zum schwedischen Obersten, ,,fechtet für Eure Bibel; Euch ist’s um die Sach’, mit Eurem H e r z e n folgt Ihr Eurer Fahne" Und der Schwede seinerseits bekennt: „So vieler Schweden adeliges Blut - es ist um Gold und Silber nicht geflossen… wir wollen B ü r g e r bleiben auf dem Boden, den unser König fallend sich erobert."
Wallenstein aber wird es zum Verhängnis, daß er kein Volk in Waffen hinter sich hat, sondern nur einen „furchtbaren Haufen" von Soldaten ohne politische Idee. Für die großen Gedanken, die in seiner eigenen Seele leben, den Reichsgedanken und den Gedanken des b ö h m i s c h e n Volkskönigtums, wird er sein Heer niemals begeistern können. Selbst unter seinen Generälen und Unterführern ist keiner, von dem er Verständnis für seine politische Idee erhoffen könnte. Sie alle sind S o l d a t e n und nichts weiter.
Diese Soldaten, die aus aller Herren Ländern zusammengeworben sind, eint keinerlei Stammesverbundenheit. Sie ,,treibt der Eifer nicht für’s Vaterland. Der Dienst allein ist ihnen Haus und Heimat". Was sie gemeinsam haben, ist allein ihr Soldatentum. Es ist eine internationale Auslese von Männern, die den Kampf lieben und den Tod nicht fürchten. Auch mit dem Feldherrn verbindet sie allein ihr Soldatentum. Sie verehren ihn als ,,Soldatenvater". Und welche ,,Idee" sie in ihm vermuten, verrät der Holkische Jäger mit den treuherzigen Worten: „Ein R e i c h v o n S o l d a t e n wollt’ er gründen, die Welt anstecken und entzünden, sich alles vermessen und unterwinden." Dieses Heer ist eine große Gemeinschaft von I n d i v i d u a l i s t e n , die ihre soldatischen Instinkte um ihrer selbst willen ausleben wollen. Allen hohen und niederen Leidenschaften des Individuums ist die Bahn

freigegeben. In dieser Gemeinschaft ist für die Ehrliebe der Pappenheimer und den Idealismus ihres jungen Obersten Max Piccalomini ebensogut Raum wie für die Diebesgelüste der Kroaten und die Verschwendungssucht ihres Führers Isolani. „Da gibt’s nur ein Vergehen und Verbrechen: der Order fürwitzig widersprechen." Denn „alle führt an gleichgewaltigem Zügel ein Einziger, durch gleiche Lieb’ und Furcht zu einem Volke sie zusammenbindend". Und doch ist es nur scheinbar ein ,,Volk". Denn ein wirkliches Volk wird nicht durch Liebe und Furcht, sondern durch Blut und Boden zusammengebunden. Wohl bewährt Wallenstein an diesem Heere seinen Herrscherberuf, der ihn befähigen würde, aus geeignetem Stoffe ein wirkliches Volk zu bilden und ein Reich zu schmieden. Aber aus diesem internationalen Stoffe vermag niemand ein Volk zu gestalten. Was Wallenstein aus diesem geworbenen Menschenhaufen gemacht hat, ist eine soldatische Schicksals- und Gesinnungsgemeinschaft.

Auf Gedeih und Verderb miteinander verkettet, von soldatischem Geiste durchglüht, in blindem Vertrauen auf das glückhafte Soldatentum des Führers - so stehen diese Männer ,,gegen den Feind geschlossen, recht wie zusammengeleimt und gegossen".

Bei aller äußeren Geschlossenheit birgt dieses Heer alle erdenkbaren Spielarten des Soldatentums in sich. Der besondere Geist der verschiedenen Unterführer Wallensteins verleiht den einzelnen Truppenteilen ihr mannigfaltiges Gepräge. Der Charakter dieses Heeres schattiert sich von soldatischer Rohheit bis zu soldatischem Heldentum. Die dunkelsten Kräfte der Menschenseele sehen wir am Werke: Tagedieberei, Raublust, Gewalttätigkeit, Hochmut, Zerstörungstrieb feiern Orgien. Wir begreifen, daß Unzählige nur der nackte Eigennutz an Wallensteins Fahnen bindet. In anderen aber sehen wir die edlen, sittlichen Eigenschaften des Kriegertums mehr oder minder entwickelt. Die böhmischen Regimenter Terzkys, die sich als Wallensteins Leibgarde fühlen, haben ihrem Feldherrn den Sinn für soldatische Würde und Haltung abgelauscht. „Der Saus und Braus", fragt der

Wachtmeister, „macht denn der den Soldaten aus? Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick, der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick"... Treue und Rechtlichkeit kennzeichnet die deutschen Arkebusiere Tiefenbachs. Aber ihr Mitgefühl mit der leidenden Bevölkerung - „der Bauer ist auch ein Mensch sozusagen" - grenzt an unsoldatische Sentimentalität. „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" müssen sie sich dafür nennen lassen; ,,sonst wackere Brüder, aber das denkt wie ein Seifensieder". Der Kürassier empfindet soldatischer: ,,Geht’s auf Kosten des Bürgers und Bauern, nun wahrhaftig, sie werden mich dauern; aber ich kann's nicht ändern." So spricht der gesunde Selbsterhaltungstrieb, so aber auch das stolze Überlegenheitsgefühl, das zum echten Soldaten gehört. Denn der echte Soldat führt ein gesteigertes Leben, ein höheres Leben als jeder andere. Nur im Kampf findet sein Lebenstrieb Genügen. ,,Setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein." Die Soldatentugenden - Tapferkeit, Unterordnung, Treue zum Führer, Freiheitssinn, Todesverachtung - sind nichts anderes als die ursprünglichen Mannestugenden. „Im Felde, da ist der Mann noch ’was wert, da wird das Herz noch gewogen. Der dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der rechte Mann." Soldatentum ist der höchste Ausdruck des Mannestums.

Dieser kriegerische Geist, den wir in den berittenen Truppen Wallensteins am hellsten lodern sehen, zeigt sich in den Kürassieren Max Piccalominis von den letzten Schlacken gereinigt. Aus ihren Reihen fällt das Wort: „Der Soldat muß sich können fühlen. Wer’s nicht edel und nobel treibt, lieber weit von dem Handwerk bleibt. - Sagt mir, was hat er an Gut und Wert, wenn der Soldat sich nicht selber ehrt ?" Wie ein freudiger Widerhall tönt es aus dem Munde der reitenden Jäger: „Ja, übers Leben noch geht die Ehr’." Die soldatische Ehre - sie bildet den sittlichen Halt in Wallensteins Heer, sie ist die Idee, für die die Besten und Edelsten in den Tod gehen.

Keinem Volke, keinem politischen Ziele, keinem Gemeinschaftsgedanken opfern sich diese Individualisten; sie opfern sich jenem

geheimnisvollen Gebieter in der eigenen Brust, den man Selbstachtung, Ehrgefühl, Mannesstolz nennt. Und sie werden dem Soldaten Wallenstein bis zur Hölle folgen, wofern er nur diese reinste Quelle ihres Soldatentums, den Mannesstolz, die S o l d a t e n e h r e heilig hält.

III.

Wallenstein ist auch als Politiker Soldat. Wohl verschmäht er Listen und Ränke nicht, aber er vermeidet dabei alles, was ihn vor sich selbst erniedrigen könnte. Heuchelei vor den Gegnern verschmäht er. „Sie sahen mich immer wie ich bin. Nie hielt ich's der Mühe wert, die kühn umgreifende Gemütsart zu verbergen." Er beweist es in der stolzen Auseinandersetzung mit dem kaiserlichen Gesandten Questenberg. Aber er duldet an seiner Seite einen politischen Leisetreter, den unsoldatischen ,,Schleicher" Oktavio. Einen ,,Freund", dessen Wesensart er mit den Worten kennzeichnet: „Du rettest gern, so lang' Du kannst, den Schein; extreme Schritte sind nicht Deine Sache." Diesen geborenen Vertreter der L e g i t i m i t ä t, des „ewig Gestrigen", wählt Wallenstein, der Revolutionär, in tragischer Verblendung zum Vertrauten.

Oktavio ist gewiß kein Bösewicht, aber ein seelischer Zwerg. Er ist ein treuer Diener seines Kaisers, aber ohne politische Idee, und der ,,Ehrgeiz" dieses Grafen begnügt sich damit, den Fürstentitel zu erstreben. Diese karge Hoffnung und die gewohnheitsmäßige Anhänglichheit an das Bestehende sind ihm Grund genug, Wallenstein in der Maske des Freundes zu bespitzeln und zu verraten. Seine Freundespflicht wäre es, ihn vor verderblichen Schritten zu warnen; aber das unterläßt er - aus ,,Politik", um das Vertrauen des Feldherrn nicht zu verlieren. Als echter Legitimist setzt er das Staatswohl mit dem Wohle des augenblicklichen Machthabers gleich, indem er von Wallenstein behauptet: „Pflicht- und gesetzlos steht er gegenüber dem Staat gelagert." Er malt sich und andern das Schreckbild vor, daß in den Stammlanden des Kaisers der ,,bürgerliche Krieg entbrennt, der unnatürlichste von allen"; den nicht minder unnatürlichen

Bruderkrieg im Reiche, den Wallenstein beendigen will, scheint er vergessen zu haben. In übereifriger Dienstfertigkeit ist er ganz erfüllt von der Aufgabe, den Revolutionär zu fangen und unschädlich zu machen. Das hinterlistige Spiel, das er treibt, nennt er „der Staatskunst mühevolles Werk." Und als er erfährt, daß der Unterhändler, den Wallenstein zu den Schweden geschickt hat, abgefangen ist, bricht er in die fast jubelnden Worte aus: ,,Endlich! Endlich! Das ist eine große Zeitung!"

Und doch ist es erst diese von Oktavio veranlaßte Festnahme des Unterhändlers, was Wallenstein dazu zwingt, den Verrat, der nie „beschlossene Sache" war, zur Tat werden zu lassen. Oktavios Verrat erst macht Wallenstein zum Verräter. Mit Recht verflucht Max Piccolomini des Vaters „unselige Falschheit": „Oh, wärst Du wahr gewesen und gerade!" Verachtungsvoll darf Wallenstein auf den Politikaster Oktavio hinabblicken, „Das war kein Heldenstück, Oktavio. Nicht Deine Klugheit siegte über meine, Dein schlechtes Herz hat über mein gerades den Sieg davongetragen. - Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen."

IV.

Nach der Gefangennahme des Unterhändlers ist der Bruch Wallensteins mit dem Kaiser unvermeidlich. Es steht fest, daß der Kaiser, der Wallensteins Absetzung längst plant, die nun erlangten ,,Beweismittel" ausnutzen wird, um seine Absicht mit einem Schein des Rechts durchzuführen. Nicht nur die Absetzung hat Wallenstein zu gewärtigen, sondern auch die Aburteilung wegen Verrates. Selbst wenn es ihm aber gelingen würde, durch Unterwerfung eine Aburteilung abzuwenden, hätte er doch das Vertrauen des Kaisers für immer verloren; er, der Tatmensch, wäre verdammt, sein Leben in kläglicher Beschaulichkeit zu beschließen. Diese Aussicht ist ihm unerträglich. Das selbstgeschaffene Machtmittel, sein Heer, wird er niemals freiwillig aus der Hand geben; er ist entschlossen, sich g e g e n den Kaiser an der Spitze des kaiserlichen Heeres zu behaupten.

Aber bei der Eigenart dieses Heeres ist er sich des Erfolges nicht sicher. Er muß damit rechnen, daß ein Teil seiner Unterführer mit ihren Truppen ihm nicht gegen den Kaiser folgen wird, weil das Legitimitätsgefühl, die Gewohnheit, das ,,ewig Gestrige" zu mächtig in ihnen ist. Der Rest aber, muß Wallenstein fürchten, wird zahlenmäßig zu schwach sein, um für sich allein der Macht des Kaisers erfolgreich die Stirn zu bieten. Ja, wenn wenigstens dieser Rest ein Volksheer wäre, das sich durch eine gemeinsame nationale Idee zu Höchstleistungen begeistern ließe. Dann würde Wallenstein nach den Worten seines böhmischen Landsmannes Gordon auch mit diesem Reste dem Kaiser beweisen können, „was ein Heldenhaufe vermag, beseelt von einem Heldenführer". Der nationale Geist dieser Truppe würde sich auch gegen den eigensüchtigen, reichsfeindlichen Kaiser bewähren. Aber von seinem international zusammengewürfelten Heere kann Wallenstein Gipfelleistungen ideeller Begeisterung nicht erwarten. Darum braucht er einen starken Verbündeten. Dieser bietet sich wie von selbst in dem bisher bekämpften schwedischen Feinde.

Hätte Wallenstein ein Volksheer hinter sich, so würde der Gedanke, dieses Heer dem Landesfeinde zuzuführen, nie in ihm auftauchen können. Aber diesen vaterlandslosen Soldaten, die, wie er meint, blindes Vertrauen zum Feldherrn zusammenschließt, glaubt er den Übertritt zum Feinde zumuten zu können. So verkauft er sich und sein Heer an die Schweden. Vom Feinde läßt er sich die böhmische Königskrone zusichern.

Dem Kaiser mochte Wallenstein die Treue aufsagen. Der Kaiser, selber treulos, verdiente es nicht besser. Aber durch den Übergang zu den Schweden verrät Wallenstein zugleich seine Idee, den Reichsgedanken. Als Pfand verspricht er dem Feinde die Festung Eger und die Altstadt Prag. So bietet er selbst dem Feinde ein Mittel, noch fester als bisher im Reiche Fuß zu fassen. Ob er jemals die Macht erlangen wird, diesen Schritt wieder gutzumachen und den Schweden aus dem Lande zu weisen, steht dahin. Diese Frage rührt ihn kaum noch. Seit es um seine Selbstbehauptung geht, fragt er nicht mehr nach dem Reiche,

nur sein Ich steht im Mittelpunkt aller Erwägungen. Wohl erzählt er den Kürassieren: „Mir ist's allein ums Ganze, seht, ich hab' ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich." Aber diese ehemals wahren Worte sind nunmehr Lüge und Selbsttäuschung geworden. In Augenblicken innerer Einkehr muß Wallenstein vor sich selbst bekennen, daß das, was er begeht, ein V e r b r e c h e n ist.

Dem Heere, das den Reichsgedanken nie begriffen hat, kann der Verrat am Reichsgedanken freilich gleichgültig sein. Darauf beruht ja Wallensteins Berechnung. Aber er übersieht, daß er durch den Übertritt zum Feinde zugleich dem soldatischen Ehrbegriff ins Gesicht schlägt. Daß Söldlinge, die nur der Eigennutz seinen Fahnen folgen ließ, in kritischer Stunde ihn verlassen würden, war nicht zu verhindern. Daß die Verehrer der Legitimität sich zum Kaiser schlagen würden, war vorauszusehen. Die Edelsten und Besten aber wären bereit gewesen, dem Feldherrn auch gegen den Kaiser zu folgen. Durch den Übertritt zum Feinde jedoch stößt Wallenstein auch dieses beste Soldatentum von sich. Ungläubig ruft Max Piccolomini: „Er könnte daran denken, dreißigtausend geprüfter Truppen, ehrlicher Soldaten, worunter mehr denn tausend Edelleute, von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken, zu einer Schurkentat sie zu vereinen?" Aber Wallenstein selbst bestätigt ihm diese Absicht. Vergebens hält ihm Max vor, daß es nicht um den Kaiser, sondern um die S o l d a t e n e h r e geht. „Sei's denn, behaupte Deinen Posten, t r e i b ' s z u o f f e n e r E m p ö r u n g . Nicht loben will ich's, doch ich kann's verzeih'n, will, was ich nicht gut heiße, mit Dir t e i l e n . Nur zum V e r r ä t e r werde nicht!" Und noch einmal hört es Wallenstein von Max Piccolominis Kürassieren ,,Ist's Deine Absicht bloß, das Kriegeszepter, das Dir gebührt, in Deinen Händen zu bewahren, so wollen wir Dir beistehen und Dich schützen in Deinem guten Rechte g e g e n j e d e n ." Auf keinen Fall aber, ,,wenn's wahr ist, daß Du uns zum F e i n d e treuloserweise willst hinüberführen".

Durch den Verrat an der Soldatenehre verleugnet Wallenstein, dem eigenen Ich zuliebe, die soldatische Führerpflicht.

Er versündigt sich an dem sittlichen Grundgedanken, der seine besten Soldaten beseelt. Er zerschneidet das sittliche Band, das ihn mit diesen Soldaten eint, und das Werkzeug seiner Macht zerfällt ihm unter den Händen.

Max Piccolomini, der das Soldatentum am reinsten verkörpert, zeigt ihm durch die Tat den einzigen Ausweg, der dem soldatischen Führer offensteht, wenn Ichsucht und Soldatenehre in unlösbaren Widerstreit geraten. Er verehrt den Feldherrn wie einen Vater. Er liebt die Tochter Wallensteins. Aber wichtiger als das häusliche Glück, das ihm an der Seite der Geliebten winkt, ist ihm, dem Obersten, „das Glück von einem Tausend tapferer Heldenherzen, die seine Tat zum Muster nehmen werden". Das „Glück" des Soldaten besteht darin, zu tun, was Selbstachtung und Mannesstolz gebieten. Den eigenen Feldherrn zu bekämpfen, der die Seele des Heeres war, zum Nutzen eines Kaisers, der dem Heere nichts ist, kann Max sich und seinen Kürassieren nicht zumuten. Zum Feinde überzulaufen, wie der Feldherr befiehlt, verbietet die Ehre. Da gibt es für Max nur einen Ausweg: an der Spitze seiner Kürassiere den Tod zu suchen. Er fällt als erster. Die Kürassiere folgen ihm bis auf den letzten Mann. „Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen, der ihres Lebens Führer war." So endet die Kerntruppe Wallensteins, getreu dem Leitspruche: ,,über’s Leben noch geht die Ehr'." Nicht beklagenswert ist dieses Ende; denn diese Soldaten ,,starben in ihrer Pflicht - das schmückt und ehrt den Mann." Nicht ohne Neid ruft der pflichtvergessene Feldherr seinem gefallenen Obersten die Worte nach: „Er ist der Glückliche".

Wallenstein, der das Leben der Ehre vorgezogen hat, ist von den Besten verlassen. Nur die Generäle Terzky und Illo bleiben ihm treu, weil sie blind auf sein Glück vertrauen. Terzky, den sein Wort kennzeichnet: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert." Und Illo, dessen Triebfeder sich in dem Satze enthüllt: ,,Länder schenken wird er seinen Freunden und treue Dienste kaiserlich belohnen." Der sittliche Halt ist diesem zusammengeschmolzenen Heere genommen, nur noch der Eigennutz hält es zusammen. So fällt es Buttler nicht schwer, den Eigennutz gegen

Wallenstein selbst zu kehren. Er dingt zwei Hauptleute um Lohn. Sie ermorden den Feldherrn in seinem Schlafgemach.

V.

Soldatentum ist Mannestum. Der Politiker, der ein Reich gründen will, muß Soldatenblut in sich tragen. Die Ehre muß ihm über das Leben gehen, und die Ehre der Gefährten muß ihm so heilig sein wie die eigene.

Aber selbst edelstes Soldatentum ist unfruchtbar, wenn es nicht im Volkstum wurzelt. Nur ein Volksheer kann ein dauerhaftes Reich erkämpfen, und nur der kann es zum Siege führen, der es mit einer nationalen Idee bewaffnet.

Terrorismus und Recht

(Maria Stuart.)

Maria liegt zu Füßen Elisabeths von England. Die königliche Gefangene vor der gekrönten Kerkermeisterin. Sie fleht um Gerechtigkeit. Vergebens. Hohn und rohe Beleidigung ist die Antwort. Elisabeths unedle Seele glaubt, sich behaglich an der Demütigung der Feindin weiden zu dürfen. Da aber brechen Zorn und Stolz gleich einer Feuersäule durch die Hülle unnatürlicher Selbsterniedrigung, und aus Marias Munde entringt sich der Schrei der geknebelten Wahrheit: „Der Thron von England ist durch einen Bastard entweiht, der Briten edelherzig' Volk durch eine listige Gauklerin betrogen! Regierte Recht, so läget Ihr vor mir im Staube jetzt, denn ich bin Euer König."

I.

Eine Sünderin, von Schönheit und Jugend verführt, - eine Büßerin, durch Leiden verklärt und geläutert, - eine verwöhnte, hochgeborene Frau, von einer neidischen Nebenbuhlerin in Armut, Gefängnis und Tod

gestürzt - so preßt Maria Stuart seit 130 Jahren Wehmutszähren aus den Augen eines braven bürgerlichen Publikums. Und doch geht es in dem Trauerspiele Schillers nicht um das rührende Einzelschicksal irgendeines bedauernswerten Menschenkindes, sondern um eine Königin, die berufen ist, über Menschen zu herrschen. In ihrem Schicksal spiegelt sich der ewige, völkerbewegende Kampf zwischen Hoheit und Niedrigkeit, zwischen Heldentum und Spießerglück, zwischen göttlichem Herrscherrecht und angemaßter Gewalt.

Eine Scheingröße herrscht über England, Elisabeth, die unter angenommener königlicher Haltung ein unkönigliches Gemüt verbirgt. Bedeutende Männer stützen, teilweise im besten Glauben, ihren Thron: ihr Geliebter, Graf Lester, der gewandte, skrupellose Höfling, - der greise Graf Shrewsbury, ein warmherziger Anwalt der Gerechtigkeit,- Baron Burleigh, der harte Staatsmann, der im Staatsinteresse vor keinem Mittel zurückschreckt und in ehrlicher Blindheit die Herrschaft Elisabeths mit der Staatsnotwendigkeit gleichsetzt. Aber das Regiment, das diese Männer stützen, ist faul und volksverderblich.

Elisabeth ist nicht nur im äußeren Sinne eine ,,Afterkönigin, gezeugt im ehebrecherischen Bett". Was verschlüge der Makel der Geburt, wenn echter Herrschersinn ihr in die Wiege gelegt worden wäre? Aber diese Königin ist bar jeder Herrschertugend. Eigennutz und Herrschsucht sind ihre Triebfedern. Ihr kaltes Herz weiß nichts von Verbundenheit mit dem Volke. Sie würde das Volk zum Spielball ihrer Launen gebrauchen, wenn nicht Klugheit ihr eine andere Taktik vorschriebe. Die fehlende Legitimität zwingt sie, in der Volksgunst eine Stütze zu suchen. Um sich diese zu sichern, aus Furcht also und ,,verhaßtem Zwang" hat sie „Gerechtigkeit geübt ihr Lebenlang". Sie glaubt, ,,um das Lob der Menge buhlen, einem Pöbel es recht machen" zu müssen. Mit eisiger Gelassenheit gibt sie ihre treuesten Räte und Diener preis, um die Verantwortung für mißliebige Entschlüsse von sich abzuwälzen. Wo keine Volksverbundenheit ist, da fehlt auch jede Grundlage für Verantwortungsfreudigkeit. So verschanzt sich Elisabeth mit Vorliebe hinter Mehrheitsbeschlüssen

ihrer Ratgeber. Shrewsbury mahnt: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe . .. Sag' nicht, Du müssest der Notwendigkeit gehorchen und dem Dringen Deines Volks. Du s e l b s t mußt richten, Du allein." Umsonst. Die Mahnung an die oberste Führerpflicht, auch gegen Augenblickswünsche der Masse dem eigenen Gewissen zu folgen, findet in Elisabeth keinen Widerhall.

Diese Scheinkönigin ist, mag auch der äußere Wohlstand unter ihr blühen, ein Unglück für ihr Volk. Ihr eigener Günstling, Graf Lester, schildert den unheilvollen Einfluß ihrer Regierungsweise: ,,Sucht nach dem Heldengeist, der eh'mals wohl in diesem Land sich regte, - unterworfen ist alles unter'm Schlüssel eines Weibes und jedes Mutes Feder abgespannt." Unter dieser nach Pöbelgunst schielenden Herrscherin, in den vom Hofe ausströmenden Dünsten der Verlogenheit und Scheinheiligkeit, erschlaffen und verkümmern die edelsten Kräfte des Volkstums.

II.

Wo immer die Gemeinheit in der Macht sitzt, pflegt schon die bloße Erscheinung des Hohen und Edlen Furcht und Zittern auszulösen. Dies erfährt auch Elisabeth, als Maria Stuart, die vertriebene Schattenkönigin, hilfesuchend den englischen Boden betritt.

Man flüstert, daß die Krone Englands, die Elisabeth zu Unrecht trägt, nach Recht und Gesetz der schottischen Maria gebühre. Aber nicht nur dies macht den Ankömmling gefährlich. Schlimmer ist, daß diese Maria von Geburt aus mit all den königlichen Gaben ausgestattet ist, die Elisabeth krampfhaft vorzutäuschen versucht.

Wohl hat Maria eine schlimme Vergangenheit hinter sich. Schwere Verbrechen, aus überschäumendem Leichtsinn begangen, belasten ihre Jugend. Aber selbst in der Sünde hat sie königliche Art bewiesen und kann von sich sagen: „Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt. Die Macht verführte mich. Ich hab es nicht verheimlicht und verborgen. F a l s c h e n S c h e i n h a b ' i c h v e r s c h m ä h t mit jugendlichem Freimut." Königlich war das politische Ziel, das sie sich gesteckt hatte: den alten Bruderzwist der Schotten und Briten zu

beendigen, ,,Zwei edle Nationen unterm Schatten des Ölbaums frei und fröhlich zu vereinen,… die Kronen Schottland und England friedlich zu vermählen". Am strahlendsten aber offenbart sich ihre königliche Sinnesart nunmehr in den Tagen des Unglücks. Ihr eigenes Schicksal bejammert sie nicht. Als man ihr die Dienerschaft genommen hat, sagt sie: ,,Ihrer Dienste kann ich entraten,- doch beruhigt will ich sein, daß die Getreuen nicht leiden und entbehren." Wie hier, so geht sie „aus allen Leidensproben als eine Königin hervor". Über alle Widerwärtigkeiten, über den Verlust ihres Schmuckes und aller kleinen Freuden des Alltags tröstet sie der Gedanke: „Diese Flitter machen die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig behandeln, nicht erniedrigen."

Als Maria in England Schutz sucht, ist sie frei von jedem ehrgeizigen Streben. Nach der Krone ihrer Nebenbuhlerin trägt sie kein Verlangen mehr. Aber ihr bloßes Erscheinen in England wirkt Wunder. Ohne es zu wollen, weckt sie in den Besten des Landes die unter Elisabeths Szepter entschlafenen Tugenden des Heldensinnes und Opfermutes. Edle Männer bewaffnen sich für sie, bereit um ihretwillen den Tod zu erleiden. Es ist ganz gewiß nicht ihre Frauenschönheit allein, die zu solchem Beginnen beflügelt. In ihrer Schönheit offenbart sich nur die angeborene Hoheit; ihr Anblick zwingt den Menschen unwillkürlich die Gewißheit auf, daß dieser Körper die Seele einer Königin beherbergt. So kann in des feurigen Mortimers Augen ihre Erscheinung fast mit dem Bilde der Himmelskönigin verschmelzen. Und gewiß hat er recht mit dem Worte: „Aufstehen würde Englands ganze Jugend, kein Schwert in seiner Scheide müßig bleiben, und die Empörung mit gigantischem Haupt durch diese Friedensinsel schreiten, s ä h e der Brite seine Königin!"

Mit den gleichen Terrormaßnahmen, mit denen von jeher das Böse sich des aufstrebenden Guten zu erwehren getrachtet hat, sucht auch Elisabeth ihre Feindin unschädlich zu machen. Daß die echte Königin beseitigt werden muß, steht für die Scheinkönigin von vornherein fest. Ihre Sorge ist nur, die Gewalttat mit einem Schein des Rechtes zu umkleiden. In diesem Bestreben findet sie den eifrigsten Helfer in dem

„Atlas des Staats", Baron Burleigh, dem ,,allwichtigen Mann", wenn „Wort' und Blicke abgewogen, Gedanken selber vor Gericht gestellt" werden sollen; dem Manne, von dem Lester spottet: „Man kennt Cecils geheimnisreiche Miene, wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht."

Alsbald nach ihrer Ankunft ist die Nebenbuhlerin Elisabeths entgegen allem Gastrecht hinter Schloß und Riegel gesetzt worden. Demnächst erläßt man, in scheinbar allgemeiner Fassung, ein besonderes S c h u t z g e s e t z gegen sie, des Inhalts: „wenn sich Tumult im Königreich erhübe im Namen und zum Nutzen irgendeiner Person die Rechte vorgibt an der Krone, daß man gerichtlich gegen sie verfahre, bis in den Tod die Schuldige verfolge." Ein Gesetz, von dem Maria mit bitterer Ironie bemerkt: „Ich zweifle nicht, daß ein Gesetz, ausdrücklich auf mich gemacht, - verfaßt, mich zu verderben, - sich gegen mich wird brauchen lassen."

Als nun tatsächlich in einigen kühnen, aber unglücklichen Unternehmungen der Versuch gemacht wird, Maria zu befreien und auf den Thron Elisabeths zu setzen, scheint der Tatbestand des Schutzgesetzes erfüllt. Man findet auch einen ungetreuen Bedienten Marias, der über ihr angebliches Einverständnis mit den Verschwörern falsches Zeugnis ablegt. Ein A u s n a h m e g e r i c h t wird gebildet, aus 40 Mitgliedern jenes charakterlosen Hochadels, der ,,mit schnell vertauschter Überzeugung unter vier Regierungen den Glauben viermal änderte". Im S c h n e l l v e r f a h r e n wird Maria abgeurteilt, ,,mit unanständiger Eile, unbereitet, ohne Anwaltshilfe"; auf „schlaugefaßte schwere Klagepunkte" läßt man sie, „die Betäubte, Überraschte, flugs aus dem Gedächtnis Rede stehen". Die nach englischem Recht vorgeschriebene Gegenüberstellung mit dem Belastungszeugen wird ihr verweigert. Man behandelt sie „streng nach englischem Recht, - wo dies Recht sie unterdrückt", aber umgeht dasselbe Landesrecht, „wenn es ihr Wohltat werden kann".

Und es kennzeichnet den Terroristen Burleigh, daß er nach solchen Rechtsbeugungen Maria gegenüber noch die Biedermannsworte

auszusprechen wagt: „Ihr atmet Englands Luft, genießt den Schutz, die Wohltat des Gesetzes, und so seid Ihr auch seiner Herrschaft untertan."
Das Urteil lautet auf Tod.
Aber lange zögert man mit der Verkündung, länger noch mit der Vollstreckung des Urteils. Man fürchtet, der Belastungszeuge könnte seine falsche Aussage widerrufen. Dann aber „werden Englands Feinde alle Welt erfüllen mit gehässigen Gerüchten, und des Prozesses festliches Gepräng wird als ein kühner Frevel nur erscheinen". Das darf nicht sein. Aber wie erreicht man den erstrebten Erfolg, wenn man die gefährliche Vollstreckung des Todesurteils vermeiden will? Man dingt Meuchelmörder. In dem jungen Mortimer, dem Neffen des ihr getreuen, ehrlichen Ritters Paulet, glaubt Elisabeth bereits ein williges Werkzeug ihrer Mordpläne gefunden zu haben.

III.

,,Geh‘, falsche, gleißnerische Königin! Wie Du die Welt, so täusch’ ich Dich. Recht ist’s. Dich zu verraten, eine gute Tat!"
Dies ist die geheime Antwort Mortimers, des feurigen Revolutionärs, auf den Mordauftrag Elisabeths. Aus ihm spricht jene begeisterungsvolle, opferfreudige Jugend, die instinktiv das Gute erkennt und das Böse verachtet; die - allem Terror zum Trotz - mit heißem Herzen, aber kühlem Kopfe den Mächten der Finsternis Kampf ansagt auf Leben und Tod.
Der Plan Mortimers ist kühn, aber wohldurchdacht. Zwölf edle Jünglinge des Landes hat er zu einem Bunde zusammengeschlossen. Die Schlüssel zu Marias Gefängnis sind in seiner Gewalt. Bei Nacht wollen die Verschwörer das Schloß, in dem Maria gefangengehalten wird, ersteigen, die Wächter ermorden und die Königin befreien. Der französische Gesandte ist für den Plan gewonnen, sein Palast steht den Verschwörern offen, Frankreich wird weiterhelfen. Wenn das Glück günstig ist, kann das Wagnis gelingen.

Maria freilich mißtraut dem Erfolge. Ihre einzige Hoffnung ist Graf Lester, der Günstling Elisabeths, der Maria einst als Gatte zugedacht war und für den sie eine tiefe Zuneigung bewahrt hat. Zu ihm schickt sie Mortimer. Der Jüngling erkennt, daß die Bundesgenossenschaft des mächtigen Grafen bei entschlossenem Vorgehen die Erfolgsaussichten des Unternehmens fast zur Gewißheit steigern würde. Er ist ohne Weiteres bereit, seinen bisherigen Plan einem besseren zu opfern. Aufschub freilich ist angesichts der Mordpläne Elisabeths unmöglich. Mit feurigem Schwung entwickelt Mortimer dem Grafen, was er von seinem Beistande erhofft: „In Euren Händen ist die Macht, Ihr bringt ein Heer zusammen, wenn Ihr nur den Adel auf Euern vielen Schlössern waffnen wollt! Maria hat noch viel verborg'ne Freunde... sie harren nur darauf, daß ein gewaltiger Lord das Beispiel gebe! Weg mit Verstellung! Handelt öffentlich! Verteidigt als ein Ritter die Geliebte, kämpft einen edlen Kampf um sie! - Ihr seid Herr der Person der Königin von England, sobald Ihr wollt. Lockt sie auf Eure Schlösser, sie ist Euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt ihr den Mann! Sprecht als Gebieter! Haltet sie verwahrt, bis sie die Stuart freigegeben!"

Aber Lester versagt. Wohl spielt er schon lange mit dem Gedanken, Maria zu Freiheit und Thron zu verhelfen; denn die drohende Heirat Elisabeths mit einem französischen Prinzen gefährdet die Machtstellung, die er als Günstling und Ratgeber der Königin so lange genossen hat.

Auch liebt er Maria gewiß auf seine Art,- in der Art, wie armselige Gemüter eben zu lieben vermögen. Er empfindet auch das Unrecht, das ihr geschieht, - hat aber gleichwohl als Richter mit den andern sein Schuldig über sie gesprochen. Im Mittelpunkt seiner Gedanken steht sein liebes Ich. Von Grund aus Konjunkturpolitiker, ist er stets mit der Abwägung seiner Interessen beschäftigt. Das macht ihn unfähig zu jedem großen selbstlosen Entschluß. Alles an ihm ist halb: seine Liebe, sein Gewissen, sein Wollen.

Er ist geneigt, das Gute zu wollen, - nur darf keine Gefahr für ihn damit verbunden sein. So flößt ihm das Auftreten Mortimers sogleich den

tiefsten Schrecken ein. „Sprecht leise", ist das erste Wort, das er ihm zuraunt. „Ich kann der Vorsicht nicht zuviel gebrauchen." Als er von Mortimers Mitwissen erfährt, ruft er „Weh' mir! in welches Wagnis reißt ihr mich hinein!" und ist erst beruhigt, als ihm für ganz gewiß versichert wird, „daß in dem Bund sein Name nicht genannt ist". In der scharf zugespitzten Wechselrede mit Mortimer tritt dann seine selbstsüchtige Bedenklichkeit in grellsten Gegensatz zu dem idealistischen Tatmenschentum des andern:

„Junger Mann, Ihr seid zu rasch in so gefährlich dornenvoller Sache."
Ihr - sehr bedacht in solchem Fall der Ehre.
„Ich seh' die Netze, die uns rings umgeben-"
Ich fühle Mut, sie alle zu durchreißen.
„Tollkühnheit, Raserei ist dieser Mut."
Nicht Tapferkeit ist diese Klugheit, Lord.
„Wenn wir verderben, reißen wir sie nach."
Wenn wir uns schonen, wird sie nicht gerettet.

„Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet alles mit heftig blindem Ungestüm zerstören, was auf so guten Weg geleitet war."

Wohl auf den guten Weg, den Ihr gebahnt? Was habt Ihr denn getan, um sie zu retten? -

Lester hat nichts getan. Mit Schrecken hört er von dem Blutbefehl, den die Königin an Mortimer erteilt hat. Als er vernimmt, daß dieser den Auftrag zum Scheine angenommen hat, atmet er erleichtert auf, „Ihr tatet wohl. Das kann uns Raum verschaffen. Sie verläßt sich auf Euren blutigen Dienst, das Todesurteil bleibt unvollstreckt, und wir gewinnen Zeit...“- "Nein, wir verlieren Zeit!" lautet Mortimers schneidende Antwort.

Die einzige „Tat", zu der sich Lester schließlich aufrafft, ist: ein Zusammentreffen Elisabeths mit Maria im Schloßgarten einzufädeln, um auf diesem Wege die Königin zur Begnadigung ihrer Gefangenen zu nötigen.

Lesters ausgeklügelter Plan beschleunigt nur das Verhängnis. Die Unterredung endigt mit einer furchtbaren moralischen Niederlage Elisabeths. Mit dem unbändigen Stolze ihrer Herrscherseele zerschmettert Maria die angemaßte Würde ihrer Nebenbuhlerin. Sie steht als Königin da, Elisabeth als Verbrecher. In tötlicher Wut enteilt die Gedemütigte; kein Zweifel, daß sie nunmehr zur sofortigen Vernichtung ihrer Feindin schreiten wird.

In Mortimer liegt nun die letzte Hoffnung. Er weiß es und triumphiert. Der Plan des feigen Lester, des Unwürdigen, der Marias Hand begehrte, ist kläglich gescheitert. Nur Kühnheit kann noch retten. Mächtig flammt Mortimers Selbstgefühl empor. Bisher wollte er Maria nur befreien, jetzt — will er sie auch besitzen. Für einen Augenblick scheint sein Idealismus in sinnlicher Leidenschaft unterzugehen.

Aber das Schicksal hat schon den Gegenschlag bereit, der ihn zur Besinnung zurückführen soll. Ein Schreckensbote meldet, daß die Verschwörung entdeckt ist. Der disziplinlose Fanatismus eines einzelnen hat das ganze Unternehmen zunichte gemacht. Einer der Verschworenen, der „das Nächste, Kürzeste ergreifen, mit einem kecken Streich die Martyrkrone sich erwerben" wollte, hat ein Attentat auf Elisabeth versucht. Es ist mißglückt. Der Täter ist verhaftet. Man fahndet nach Mitverschworenen. Die Gefährten Mortimers fliehen; der Bund ist gesprengt.

Mortimers Entschluß aber steht fest: „Ich bleibe. Noch versuch' ich’s, sie zu retten, - wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten."

Er eilt zu Lester

IV

Lester ist voller Angst. Drohende Andeutungen Burleighs lassen ihn befürchten, daß man ihm auf der Spur ist. „Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut - weh' mir, wenn er Beweise hat!" Tatsächlich hat man bei der Durchsuchung des Gefängnisses einen angefangenen Brief Marias an ihn gefunden. Mortimer, der ihm Kunde hiervon bringt, hat bereits einen neuen Plan fertig. „Ergreift den Augenblick! Errettet Euch,

errettet sie! - Schwört Euch heraus, ersinnt Entschuldigungen, wendet das Ärgste ab! Ich eile nach Schottland, neue Freunde dort zu sammeln. An Euch ist es jetzt, versucht, was Euer Ansehen, was eine kecke Stirn vermag!"

In diesem Augenblick höchster Gefahr für sein Ich überwindet Lester den ihn beherrschenden Geist der Halbheit. Aus einem halben Ehrenmann wird ein vollkommener Schurke. Er ruft Bewaffnete, die Mortimer verhaften sollen. Nun kann er der Königin erzählen, daß er nur zum Schein mit Maria verhandelt und daß sein Doppelspiel es ihm ermöglicht hat, einen gefährlichen Verschwörer dingfest zu machen.

Mit grenzenloser Verachtung straft ihn Mortimer. Er könnte versuchen, durch sein Zeugnis den Verräter mit sich ins Verderben zu ziehen. Er verschmäht das. „Auch nicht im Tode mag ich Deinen Bund." Und er gönnt dem Elenden sein klägliches Dasein. Denn „das Leben ist das einzige Gut des Schlechten". Der Geliebten aber, die er nicht mehr erretten kann, will er „ein männlich Beispiel geben", indem er ihr im Tode vorangeht. Ehe noch die Wache ihn ergreifen kann, stößt er sich den Dolch in die Brust.

Lester aber geht zu Elisabeth, die ungläubig sein Märchen anhört. Um sie von seiner Unschuld zu überzeugen, verrät er nach Mortimer auch Maria: „Sie muß sterben. Jetzt stimm' ich selbst für ihren Tod… Ich bestehe darauf, daß man das Urteil ungesäumt vollstrecke."

V.

Als Siegerin geht Maria Stuart in den Tod. ,,Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage" entehrt sie. Bewundernd berichtet ihre Amme: „Sie selber ist's, die uns das Beispiel edler Fassung gibt. Seid ohne Furcht. Maria Stuart wird als eine Königin und Heldin sterben." Ihre letzten Sorgen gelten ihrer Dienerschaft und der Versöhnung mit Gott. Sie nimmt den Tod nicht als Strafe, sondern als göttliche Gnade. „Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod die frühe schwere Blutschuld abzubüßen." Durch dieses Ende fühlt sie

ihre angeborene, durch Sünde befleckte Würde wieder hergestellt. „Den Menschen adelt, den tiefstgesunkenen, das letzte Schicksal. Die Krone fühl’ ich wieder auf dem Haupt, den würdigen Stolz in meiner edlen Seele." In wahrhaft königlicher Selbstüberwindung findet sie jetzt die Kraft, sogar der Feindin zu verzeihen: „Der Königin von England bringt meinen schwesterlichen Gruß… Gott erhalte sie und schenk’ ihr eine glückliche Regierung." -

„Sie ist tot!" triumphiert die Afterkönigin, als das Beil über Maria gefallen ist; und hämisch fügt sie hinzu: „Es soll an Tränen mir nicht fehlen, die Gefallene zu beweinen." Jetzt glaubt sie wirklich „Königin von England" geworden zu sein. Aber sie soll ihres scheinbaren Sieges nicht froh werden. Sie muß erfahren, wie das Hohe auch nach dem körperlichen Untergange und gerade durch diesen Untergang die Niedrigkeit zu überwinden weiß; wie Märtyrertum und Heldentod Wirkungen erzeugen, die das System des Terrors, des Rechtsbruchs und der Gemeinheit in seinen Grundfesten erschüttern. Schon die Kunde von der drohenden Hinrichtung hat den Schotten Kurl auf dessen falsches Zeugnis Maria verurteilt worden ist, so furchtbar in seinem Gewissen getroffen, daß er fast in Raserei verfallen ist. Er hat das Fenster aufgerissen und in die Gassen hinabgeschrieen, „er sei der Schreiber der Maria, sei der Bösewicht, der sie fälschlich angeklagt, er sei verflucht, er sei ein falscher Zeuge". Nun weiß es das Volk und die Welt, daß Maria unschuldig ist und ihre Hinrichtung ein blutiges Verbrechen war. Der ängstlich behütete Ruf der Regierung Elisabeths hat in aller Öffentlichkeit einen unauslöschlichen Makel erhalten.

Wohl hat Elisabeth vorgesorgt, um die Verantwortung von ihrer Person abzuwälzen. Sie hat das unterschriebene Todesurteil dem Baron Burleigh in die Hände zu spielen gewußt, ohne den ausdrücklichen Befehl zur Vollstreckung zu geben. Die erwachte Öffentlichkeit wird diesem Winkelzuge wenig Glauben schenken. Aber um wenigstens vor den Einfältigen den Schein zu wahren, muß Elisabeth selbst ihren Thron seiner stärksten Stütze berauben. Sie muß Lord Burleigh,

den vorgeschobenen Schuldigen, in den Kerker werfen und auf Leib und Leben aburteilen lassen.
In sein Amt will sie den greisen Shrewsbury, den Siegelbewahrer, einsetzen; hinter seiner anerkannten Tugend und Gerechtigkeitsliebe hofft sie ihre eigene Schändlichkeit am besten verbergen zu können. Aber Shrewsbury hat ihr Wesen jetzt durchschaut. Er lehnt ab und legt auch sein altes Amt nieder. „Verzeiht, ich bin zu alt. und diese grade Hand, sie ist zu starr, um Deine neuen Taten zu versiegeln."
An Lester, dem sie selbst nicht mehr trauen kann, hofft Elisabeth nun den letzten Halt zu finden. Sie befiehlt ihn zu sich. Aber „der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich". Auch in ihm ist das Gewissen geweckt worden; die Erinnerung an das heldenhafte Ende Marias, dessen Zeuge er war und das Bewußtsein seiner Mitschuld haben ihm ein weiteres Leben an der Seite Elisabeths zur Unmöglichkeit gemacht.
Vereinsamt und moralisch gerichtet verharrt Elisabeth auf ihrem Thron. Nun muß sich erfüllen, was Shrewsbury einst ihr warnend prophezeite: ,,Zitt're vor der Toten, der Enthaupteten. Sie wird vom Grab erstehen, eine Zwietrachtsgöttin, ein Rachegeist in Deinem Reich herumgehen und Deines Volkes Herzen von Dir wenden."

VI.

Das Recht zu herrschen hat nur der Hochgesinnte und Selbstlose. Das Volk weiß das. Wo Gemeinheit sich die Regierung anmaßt, da sind Gewalttat und Heuchelei die Mittel, mit denen sie ihre Macht zu behaupten sucht. Mit Heuchelei fängt sie die Dummen, mit Gewalt schreckt sie die Feigen. Der Gewalt zu trotzen, die Heuchelei zu entlarven, das ist die Aufgabe des Kämpfers für Hoheit und Recht. Tapfer und klug muß sein, wer regierende Gemeinheit vom Throne stürzen will. Tapfer und klug zugleich müssen auch die sein, die er zu Bundesgenossen wählt.

Blindwütender Fanatismus ist als Verbündeter ebenso verderblich, wie halbstarke Bedenklichkeit. Jeder Fehlschlag aber sei nur der Ansporn zu neuer Tat. Soll das Ziel erreicht werden, dann darf der Kampf niemals ermatten. Sieht aber der Kämpfer keine Wahl mehr, als Aufgabe des Zieles oder Untergang, dann ziemt ihm, den Untergang zu wählen. Aus dem Opfertode des Edeln erzeugen sich neue, vervielfältigte Kräfte. Sie wachsen allmählich zu einer unwiderstehlichen Woge an. Und dann triumphiert eines Tages über Gemeinheit und Terror das Recht.

Glaubenskraft und Volkserlösung

(Jungfrau von Orleans.)

Volk und Land scheinen ewiger Knechtschaft verfallen. Nur ein ,,Wunder" könnte noch Rettung bringen. Der platte Alltagsverstand hat jede Hoffnung aufgegeben. „Ach, es geschehen keine Wunder mehr." Das ist seine letzte, müde Weisheit. Da aber bricht aus der unergründlichen Tiefe der Volksseele der erlösende Aufschrei hervor: "Es geschehen noch Wunder. - Eine weiße Taube wird fliegen und mit Adlers Kühnheit diese Geier anfallen, die das Vaterland zerreißen. Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten-Gott"

I.

Das Frankenvolk ist von einem furchtbaren Schicksal heimgesucht worden. Das englische Heer ist ins Land gedrungen, hat die Hauptstadt Paris erobert und den angestammten König in die äußerste Ecke seines Reiches zurückgedrängt. Das letzte Bollwerk König Karls, die feste Stadt Orleans, steht vor dem Fall.

Nicht aus eigener Kraft hat der Feind seinen Siegeszug bis Orleans führen können. Landesverräter haben ihm die Bahn geebnet.

Der Herzog von Burgund, Karls Vasall, hat in eigensüchtiger Verblendung, aus persönlicher Feindschaft gegen den König und dessen Schatzmeister Duchatel dem Landesfeinde sein Heer zugeführt und ihm zum Siege verholfen. „Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden." Des Königs eigene Mutter, die zügellose Isabeau, von unnatürlichem Haß gegen den Sohn entbrannt, steht auf Englands Seite und hat in Paris einen unmündigen englischen Prinzen mit eigenen Armen auf den Thron Frankreichs gehoben. Die Bevölkerung der Hauptstadt ist von einer wahren Gesinnungsperversion ergriffen. ,,Jauchzend, als hätte Frankreich seinen schönsten Sieg erfochten, sprang der Pöbel um den Wagen" des einziehenden feindlichen Prinzen.

Ratlos und tatenlos sitzt der geschlagene König zu Chinon. Durch künstliche Aufrechterhaltung höfischen Glanzes sucht er sich über seine verzweifelte Lage hinwegzutäuschen. In Kunstgenuß und Liebesglück sucht er Ablenkung und Trost. Und doch ist seine Art nicht unköniglich.

Er hat lebendiges Gefühl für Ehre und Herrscherpflicht. Als der treue Duchatel sich freiwillig der Rache des Herzogs von Burgund ausliefern will, um diesen mit dem König zu versöhnen, weist Karl diesen ,,Weg der Schande" mit würdigem Stolze zurück. Vergeblich hat er sich selbst dem Herzoge zum Zweikampf um sein Reich angeboten. In stiller Nacht fleht er zu Gott, ihn „zum Opfer anzunehmen für sein Volk". Dieser König würde ganz gewiß „ein friedlich Volk beglücken können", aber „ein wild empörtes kann er nicht bezähmen". Er ist nicht der ,,kraftbegabte Steuermann", den die „rauhe, sturmbewegte Zeit" erfordert. Das Unglück hat ihn innerlich zerbrochen. Er „glaubt an keine Siege mehr". Ihn „stürzt der eigene Kleinmut von dem Thron".

Die Unheilsboten jagen einander.

Die schottischen Verbündeten wollen nicht mehr mitmachen.

Ein „Schluß des Parlaments" erklärt ihn ,,des Throns verlustig, ihn und sein Geschlecht".

Er sagt sich: „Genug des Blutes ist geflossen und vergebens."

Er sieht nur einen Ausweg: Abdankung und Übertritt über die Grenze. Und läßt den Bürgern von Orleans sagen: „Des Eides gegen mich entlasse ich sie."
Wohl fehlt es in seiner Umgebung nicht an Stimmen, die mit heißer Inbrunst Mut und Tatkraft in ihm zu entflammen suchen.
Seine Geliebte, die edle Agnes Sorel, fühlt mit der untrüglichen Spürkraft des Weibes, was die Stunde erfordert. „Verwandle Deinen Hofstaat in Soldaten, Dein Gold in Eisen. Alles was Du hast, wirf es entschlossen hin nach Deiner Krone. Das kriegerische Roß laß uns besteigen, die Gewölke über uns zur Decke nehmen und den Stein zum Pfühl. Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh geduldig tragen, sieht er seinen König, dem Ärmsten gleich, ausdauern und entbehren." So zeigt sie dem Könige das Mittel, mit dem ein echter Führer aus einem entmutigten Soldatenhaufen ein Volksheer von verdoppelter Schlagkraft machen kann. Sie selbst gibt dem Geliebten ein ,,Beispiel der Entsagung", indem sie das einzige, was sie zu opfern hat, ihren kostbaren Schmuck, für Kriegszwecke zu Geld machen läßt.
Mit harten Worten sucht Graf Dunois, der glühende Patriot und furchtlose Kämpe, dem Könige das Gewissensbedenken zu nehmen, er ,,verschwende umsonst seines Volkes Leben". „Wie, Sire, ist das die Sprache eines Königs? Weg mit diesem weichlichen Mitleiden, das einer Königsbrust nicht ziemt! Laß' Du den Krieg ausrufen, wie er angefangen, Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt. Für seinen König muß das Volk sich opfern, das ist das Schicksal und Gesetz der Welt. Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre."
Aber umsonst bemühen sich Agnes wie Dunois, Feuer aus taubem Gestein zu schlagen. Sie vermögen dem Könige keine Kraft zu geben. Ohne den König aber fühlen sich beide machtlos. Selbst der starke Dunois verfügt nicht über die Glaubenskraft, sich selbst zum Führer auszuwerfen und an des Königs Statt sein Volk vom Untergang zu retten. Auch er verzweifelt, aber so, wie ein Held verzweifelt.

„Ich will in Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen und unter ihren Trümmern mich begraben."

Der angestammte, nach der Überlieferung zur Tat berufene Führer, der König, hat versagt. Unrettbar scheint das führerlose Volk der Selbstzerfleischung und der Fremdherrschaft preisgegeben. Da aber bricht in der Stunde höchster Not aus geheimnisvollen Urgründen, von niemandem geahnt oder gerufen, der Quell der E r n e u e r u n g sich Bahn. Ein ,,Wunder" wird Wirklichkeit.

II.

Nicht aus den Kreisen der Hochgeborenen, der Reichen, der Weltklugen, der Feingebildeten kommt dem Volk die Erlösung. Aus sich selbst heraus gebiert es sich den Retter. In Johanna, „eines Hirten niederer Tochter", sammelt sich die ganze Glaubenskraft eines gequälten Volkes. Aus der Seele des Hirtenmädchens schlägt jäh eine Flamme empor, die mit unwiderstehlicher Gewalt alle Gemüter ergreift und in Brand setzt.

Unter ihrer Herde, in täglichem Umgange mit Gottes Natur, ist Johanna aufgewachsen. Mut und Stärke hat sie frühzeitig bewährt, wenn sie ihre Lämmer gegen den Wolf verteidigte. Ihr Verstand ist unverbildet und klar. Ihre Seele aber ist innig verwurzelt in Gott und Natur, in Heimat und Volk.

Sie „hörte oft erzählen von dem fremden Inselvolk, das übers Meer gekommen, uns zu Knechten zu machen, und den fremdgeborenen Herrn uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt". Da rief sie ,,flehend Gottes Mutter an, von uns zu wenden fremder Ketten Schmach".

Vor ihrem Dorfe steht „ein uralt' Muttergottesbild, zu dem der frommen Pilgerfahrten viel geschahen, und eine heilige Eiche steht daneben", ein ,,Druidenbaum" aus der ,,alten grauen Heidenzeit". Zu dieser doppelt geweihten Stätte, wo die tiefe Naturreligion der Vorväter mit der christlichen Heilslehre von Liebe und Opfer zu heiliger Einheit verschmolzen scheint, hat „das Herz" Johanna immer hingezogen. Hier hat sie sich tief in sich selbst versenkt. Hier sind die Kräfte des

Volkstums und der Heimat in ihr lebendig geworden. Hier ist ihr aus übersinnlichen Quellen Glaubenskraft zugeströmt. Und hier wird es ihr eines Tages zur Gewißheit, daß sie selbst durch göttliche Gnade zur Rettung ihres Volkes auserwählt ist. Sie vernimmt die Stimme der Jungfrau Maria: ,,Laß die Herde! Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft! Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte Dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde!"

Drei Nächte ringt Johanna mit den Zweifeln und Bedenken menschlicher Schwachheit. Aber nur dringender und unerbittlicher wiederholt sich die Mahnung der göttlichen Stimme.

Unverrückbar sieht nun Johanna ihr großes Ziel vor Augen. Aber noch weiß sie nicht den Weg. Da bringt sie der „Zufall'" in den Besitz eines Helmes. Durch „Zufall" erfährt sie zugleich von einem Ritter aus der Umgegend, der als einziger von seinen Standesgenossen dem Könige mit schwacher Mannschaft zu Hilfe ziehe, aber angesichts der feindlichen Übermacht keinen anderen Weg mehr sehe, als sich dem Herzog von Burgund zu ergeben. Sofort erkennt Johanna in dieser kleinen Schar das Werkzeug, ihren Glauben zur Tat zu gestalten. Zum ersten Mal löst im Kreise der verdutzten Bauern die Begeisterung ihr die Zunge:

„Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe! Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf! Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern, sein Maß ist voll. Er ist zur Ernte reif." Mit leidenschaftlicher Glut verkündet sie, was es zu retten gilt: das Erbe einer großen Vergangenheit, Gerechtigkeit und Wohlstand, die Stammeseigenart eines vom eigenen Blut regierten Volkes. ,,Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms die Fesseln tragen eines fremden Volks? Wir sollen keine eigenen Könige mehr haben, keinen eingeborenen Herrn? Der König soll aus der Welt verschwinden, der den heiligen Pflug beschützt, der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde, der die Leibeigenen in die Freiheit führt, der den Neid nicht kennet, denn er ist der Größte? Der Thron der Könige ist das Obdach der Verlassenen. Der fremde König, der von außen kommt, dem keines

Ahnherrn heilige Gebeine in diesem Lande ruhen, kann er es lieben? Der nicht jung war mit unseren Jünglingen, dem unsere Worte nicht zum Herzen tönen, kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?"
Gering nur ist der Widerhall ihrer Worte bei den kriegentwöhnten Bauern. „Gott schütze Frankreich und den König!" Das ist alles, was Johannas hausbackener Vater für die Allgemeinheit übrig hat. „Wir sind friedliche Landleute, wissen nicht das Schwert zu führen. Laßt uns still gehorchend harren, wen uns der Sieg zum König geben wird. Kommt an die Arbeit! Denke jeder nur an das Nächste."
Aber das mangelnde Verständnis der Ihren vermag Johannas Entschluß nicht zu erschüttern. „Des Geistes Ruf" ist an sie ergangen. Sie muß ihm folgen. Gott weiß, daß „nicht eitles, irdisches Verlangen" sie treibt. Sie ist sich vielmehr im tiefsten bewußt, daß sie, um ihre Aufgabe zu erfüllen, allem entsagen muß, was Erdenglück heißt. „Nie wird der Brautkranz Deine Locken zieren, Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust." So hat die Stimme zu ihr gesprochen. Johanna zieht aus, um nimmer wiederzukehren, das weiß sie. Aber das geheimnisvolle „Es" in ihrer Brust läßt ihr keine Wahl. „Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen, es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm." So eilt sie zu dem verzagenden Häuflein des Ritters Baudricourt, um sich an die Spitze zu stellen.

III.

"Was sagt Ihr, tapfere Franken? Auf den Feind! Und wären sein mehr denn des Sands am Meere: Gott und die heilige Jungfrau führt Euch an!"
Mit diesem Worte des Glaubens tritt sie unter die mutlose Schar. Und schon strömt ihre Glaubenskraft in die Herzen der anderen über. Kampfgeist und Siegeswillen entbrennen. „Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gefechten." In tollkühnem Ansturm wird der Feind überrannt. Der flieht, „als hätten Gottes Schrecken ihn ergriffen". Als Siegerin tritt Johanna zu Chinon vor ihren König.

Die erste Frucht ihres Sieges ist, daß der grollende Dunois in die Arme seines Königs zurückkehrt. Mit tiefem Erstaunen vernehmen König, Erzbischof und Hof Johannas Geschichte. Sie alle fühlen, daß hier eine geheimnisvolle, aus dem Volke geborene, göttliche Kraft erstanden ist, vor der sie sich in Ehrfurcht und Demut zu beugen haben. Johannas Anblick allein wirkt überzeugend. „Ihrem Auge glaub' ich, der reinen Unschuld ihres Angesichts", ruft Dunois. Und man beschließt, sie an die Spitze des ganzen Heeres zu stellen. Weggeblasen ist aller Kleinmut. Johannas Glaubenskraft erfaßt unwiderstehlich auch den König und seine Großen.

Nichts erbittet sich Johanna als ein S c h w e r t aus der alten Siegesbeute der Väter - und als Wahrzeichen ihres Erlösungswillens eine F a h n e : blutrot umrandet soll sie auf weißem Grunde ein Symbol des Lichtes zeigen. „Und eine weiße Fahne laßt mich tragen, mit einem Saum von Purpur eingefaßt, auf dieser Fahne sei die Himmelskönigin zu sehen..." Dann empfängt Johanna den Segen des Erzbischofs. Nun fühlt sie sich hinlänglich gerüstet, ihr Volk zu befreien.

Und als ein Herold des Feindes erscheint und in übermütigem Tone die Übergabe von Orleans im Vergleichswege fordern will, da lehnt sie es ab, seine Bedingungen anzuhören und verkündet ihm stattdessen im Namen des Königs die Bedingungen ihres Volks:

„Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels von wegen des vergossenen Blutes! Gebt heraus die Schlüssel alle von den Städten, die ihr bezwungen wider göttlich' Recht! Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden!" -

IV.

Das englische Hauptheer ist geschlagen, Orleans befreit. Im englischen Lager ist Furcht und Verwirrung. Die britischen Feldherren versuchen, ihrem unnatürlichen Verbündeten, dem Landesverräter Burgund, die Schuld an der Niederlage zuzuschieben. Fast kommt es zum Bruch. Aber der Königin Isabeau gelingt es noch einmal, den Streit beizulegen. Sie weiß auch ein Mittel, das Glück wieder zu wenden. Es gilt ja nur,

einfach das nachzuahmen, was dem Gegner Kraft verleiht. Wie drüben die Jungfrau das Heer anführt, so will sie selbst, Isabeau, sich an die Spitze des englischen Heeres stellen und ihm ,,statt einer Jungfrau und Prophetin sein". Diese königliche Kokotte, die in ruchloser Eigensucht den eigenen Sohn, das eigene Land und das eigene Volk bekriegt, hat keine Ahnung davon, daß Johanna nur darum unbesiegbar ist, weil sich in ihr Gott und das Volk verkörpern. Auf der Stelle wird offenbar, daß diese gottverlassene Frau von Natur aus unfähig ist, eine Gefolgschaft hinter sich zu bringen. Mit einer Mischung von Spott und Abscheu lehnen die Feldherrn ihr lächerliches Anerbieten ab.

Talbot, der englische Heerführer, glaubt einen besseren Plan zu haben. Er will beim Morgengrauen erneut angreifen und dann die Jungfrau im Gefechte stellen. Er ist gewiß, „dies Furchtbild der erschreckten Einbildung wird, näher angesehen, in Nichts verschwinden". Er hat keinen Zweifel, „den ernsten Kampf" wird Johanna meiden. Er kann sich gar nicht vorstellen, daß diese plötzliche Wendung des Kriegsglückes durch eine ihm unbekannte, echte Kraft verursacht sein könnte. Er ist der kühl berechnende Eroberer, der an ein Unberechenbares nicht glaubt.

Er hält weder von Gott noch vom Teufel etwas. Er ahnt nicht, was es bedeutet, für eine sittliche Idee, für eine große und heilige Sache zu kämpfen. Er selber kämpft nur für seinen Ehrgeiz, seinen Kriegsruhm, nicht für sein Volk; die Sache, die er verficht, ist im tiefsten Grunde unsittlich und unheilig, der Raubzug eines durch keine Not getriebenen Volkes in das Gebiet eines anderen Volkes. Er kennt nur die Mächte der Klugheit und angeborenen persönlichen Tapferkeit. Von ihnen erhofft er den sicheren Sieg. Und in Johanna vermag sein kalter Verstand nichts anderes zu erblicken als „eine Gauklerin, die die gelernte Rolle der Heldin spielt".

Aber während sich Talbot im sicheren Vorgefühl des morgigen Sieges zur Ruhe begibt, steht Johanna bereits mit wehendem Banner auf dem Lagerwall, um an der Spitze des Frankenheeres den geschlagenen Feind aus dem Neste zu scheuchen.

V.

In dem nächtlichen Kampfe, der durch das brennende englische Lager tobt, offenbart sich Johannas Gottesstreitertum in seiner ganzen erhabenen Furchtbarkeit. Den Freundesrat, sich im Kampfe zurückzuhalten, muß die Jungfrau verwerfen. „Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen, wohin die Hand ihn seines Schützen treibt. Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein. Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen. Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen."

Diese Gewißheit, nur das Werkzeug einer höheren Macht zu sein, befähigt sie zu jener fast grausigen Logik, die unbeirrt von Gefühlen unerbittlich vollbringt, was die göttliche Aufgabe erfordert.

„Du bist des Todes! Eine brit'sche Mutter zeugte Dich" so begegnet sie dem jungen Montgomery, der in Todesangst ihre Knie umfaßt. ,,Tötlich ist's, der Jungfrau zu begegnen. Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenschickt." Vergebens fleht sie der Jüngling an, sich doch seiner Eltern zu erbarmen. ,,Unglücklicher! Und Du erinnerst mich daran, wie viele Mütter dieses Landes kinderlos, wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel verlobte Bräute Witwen worden sind durch Euch!

Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun erfahren..." Umsonst wimmert der Brite über sein Los, in der Fremde sterben zu müssen. „Wer rief Euch in das fremde Land, den blühenden Fleiß der Felder zu verwüsten, von dem heimischen Herd uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand zu werfen in der Städte friedlich Heiligtum? Ihr träumtet schon in Eures Herzens eitlem Wahn, den freigeborenen Franken in der Knechtschaft Schmach zu stürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot, an Euer stolzes Meerschiff zu befestigen! Ihr Toren! Der Tag der Rache ist gekommen."

Nicht der Einzelmensch, das Volk selber ist's, was aus ihr spricht und handelt. Auch im Gegner erblickt sie nur das feindliche Volk. Seiner Person gegenüber ist sie frei von Haß, ja, voller Mitgefühl. Schonen zwar darf sie ihn nicht, aber ihr Herz erträgt es nicht, daß dieser Soldat so würdelos und unrühmlich von hinnen fahren soll. „Stirb, Freund!" lautet ihre seltsame Mahnung. „Warum so zaghaft zittern vor dem Tod, dem unentfliehbaren Geschick? Greife frisch zum Schwert, und um des Lebens süße Beute kämpfen wir!" Und wirklich erweckt dies Wort in Montgomery den Krieger. Er kämpft - und stirbt einen ehrlichen Soldatentod.
Einen Augenblick verweilt Johanna in ehrfürchtiger Betrachtung des Wunderbaren, das die Gottheit in ihr und durch sie vollbringt. „Erhabene Jungfrau, Du wirkst Mächtiges in mir! Schon vor des Eisens blanker Scheide schaudert mir, doch wenn es nottut, alsbald ist die Kraft mir da..." Aber schon sieht sie einen neuen Gegner vor sich. Sein Abzeichen verrät ihn. Es ist der Herzog von Burgund, der abtrünnige Volksgenosse. In blinder Kampfeswut eilt Dunois zu ihrer Hilfe herbei. Gleich werden die stammverwandten Fürsten die Klingen kreuzen. Johanna aber erfühlt sofort das Besondere, das die göttliche Ausgabe in diesem Augenblicke von ihr heischt.
„Haltet inne!“ ruft sie den Kampflustigen zu. „Kein französisch Blut soll fließen. Höret und verehrt den Geist, der mich ergreift, der aus mir redet!"
"Ich habe mit dem Herzoge zu reden. - Was willst Du tun, Burgund! Wer ist der Feind, den Deine Blicke mordbegierig suchen? Dieser edle Prinz ist Frankreichs Sohn wie Du. Dieser Tapf’re ist Dein Waffenfreund und Landsmann. Ich selbst bin Deines Vaterlandes Tochter. Wir alle, die Du zu vertilgen strebst, gehören zu den Deinen - unsere Arme sind aufgetan, Dich zu empfangen..."
Des Herzogs grobe Antwort beirrt Johanna nicht.
„O komm herüber! Edler Flüchtling, komm herüber, wo das Recht ist und der Sieg. Ich selbst, die Gottgesandte, reiche Dir die schwesterliche Hand. Ich will Dich rettend herüberziehen auf unsere reine Seite.

Lichtweiß, wie diese Fahn' ist unsere Sache, die reine Jungfrau ist ihr keusches Sinnbild." Der Herzog stutzt. Was er vernimmt, paßt so wenig zu dem finsteren Vorurteil, das ihn umnebelt. Sie ist doch eine ,,Teufelsdirne!" Aber „ihre Rede ist wie eines Kindes. Wenn böse Geister ihr die Worte leihen, so ahmen sie die Unschuld siegreich nach..." Noch einmal bäumt sich in ihm der Trotz auf. „Ich will nicht weiter hören!" Aber er muß, denn Johanna spricht weiter:
"Du nennst mich Zauberin, gibst mir Künste der Hölle schuld - ist Frieden stiften, Haß versöhnen ein Geschäft der Hölle? Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland? Ist aber das, was ich Dir sage, gut, - wo anders als von oben konnt' ich's schöpfen? Ich bin vor hohen Fürsten nie gestanden, die Kunst der Rede ist dem Munde fremd, - doch jetzt, da ich's bedarf, Dich zu bewegen, besitz' ich Einsicht, hoher Dinge Kunde, der Länder und der Könige Geschick liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick, und einen Donnerkeil führ' ich im Munde."
Erst jetzt schlägt der Herzog die Augen zu ihr auf. Erst jetzt schaut er ihr ins Gesicht. Sein Widerstand ist am Ende. ,,Ist's ein Gott, der mir das Herz im tiefsten Busen wendet? - Sie trügt nicht, diese rührende Gestalt! Mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet!'" Und mit jubelndem Entzücken sieht Johanna, wie aus den Augen des wiedergewonnenen Volksgenossen „die goldene Sonne des Gefühls hervorbricht".

VI.

Den schönsten und schwersten Teil ihrer göttlichen Sendung, die Einigung des in zwei Lager zerspaltenen Volkes, hat Johanna erfüllt. Diese Tat war die Voraussetzung für die völlige Vertreibung des Landesfeindes.
„Wir sind vereint, ich fürchte keinen Feind mehr", sagt der König.
,,Frankreich steigt, ein neu verjüngter Phönix aus der Asche", sagt der Erzbischof.

Und als der zum Volkstum zurückgeführte Burgund in leichter Eitelkeit Johanna fragt, ob er nun ihren Beifall verdiene, gibt sie die ernste Antwort: „Dir selbst hast Du die größte Gunst erzeigt."
Der König möchte Johanna belohnen. Sie aber wünscht nichts für sich. Dafür legt sie dem Könige zum Heile des Volkes und zur Sicherung der Zukunft eine Gewissenspflicht ans Herz:
,,Verweigere nicht Gerechtigkeit und Gnade dem letzten Deines Volks. Denn von der Herde berief Dir Gott die Retterin. Dein Stamm wird blühen, solang er sich die Liebe bewahrt im Herzen seines Volks. Der Hochmut nur kann ihn zum Falle führen, und von den niedern Hütten, wo Dir jetzt der Retter ausging, droht geheimnisvoll den schuldbefleckten Enkeln das Verderben."
Noch steht der Feind im Lande. Aber in der Jubelstimmung über die Aussöhnung und die bisher errungenen Siege scheint der Hof fast vergessen zu haben, was zu tun noch übrig bleibt. Das gewaltige Erleben, das hinter diesen Menschen liegt, ist ihrem Alltagssinn im Grunde unerträglich. Schon beginnt die Eigenliebe, sich mit persönlichen Wünschen und Plänen ans Licht zu wagen. Zwei Edle, Dunois und La Hire, machen der Retterin des Vaterlandes Heiratsanträge. Alles redet ihr freundlich zu, zu wählen. Niemand ahnt, daß nur der heroische Verzicht auf alles Erdenglück Johanna zu ihren unerhörten Leistungen befähigt. Verständnislos hört man ihre Antwort: „Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes und keinem Manne kann ich Gattin sein." Nicht einmal der Erzbischof begreift diese Wahrheit.
Er antwortet mit dem Gemeinplatz: „Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist das Weib geboren - wenn sie der Natur gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!" Für den Regelfall richtig, gewiß - aber für Johanna ein gefährliches Versucherwort. Sie wehrt es ab. „Ich weiß noch nicht zu sagen, was mir der Geist gebieten wird zu tun. Wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme nicht schweigen. Jetzt aber heißt er mich, mein Werk vollenden." Sie erinnert an den Feind, der noch immer den Weg zur Krönungsstadt Reims versperrt. Der König

jedoch, in vermeintlicher Güte, kann es nicht lassen, ihr das künftige Liebesglück in lockenden Farben auszumalen.
Da braust Johanna auf. Sie ist ein Mensch, ist menschlichen Gefühlen zugänglich. Durch die vereinten Stimmen der Versuchung fühlt sie ihr Werk tötlich gefährdet. In heiligem Zorn herrscht sie den König an: „Bist Du der göttlichen Erscheinung schon müde, daß Du ihr Gefäß zerstören, die reine Jungfrau, die Dir Gott gesendet, herab willst ziehen in den gemeinen Staub? Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen! - Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in meinen Händen führte und im eiteln Herzen die Neigung trüge zu dem ird’schen Mann - mir wäre besser, ich wär’ nie geboren! - Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blase! Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille. Es jagt mich auf aus dieser müß’gen Ruh und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle!"
Wie eine Erlösung kommt ihr in diesem Augenblick die Kunde, daß der Feind über die Marne gegangen sei und sich zum Treffen stelle. „Schlacht und Kampf! Jetzt ist die Seele ihrer Bande frei." Und sie eilt, die Scharen zum Gefecht zu ordnen. Und wiederum überträgt sich ihr Glaube und ihre Kampfbegeisterung auf Hof und Heer. Sogar der milde König wird von kriegerischem Feuer entflammt: „Ich selbst will Euch vorangehen auf dem Weg des Ruhms und in dem Angesicht der Krönungsstadt die Krone mir erfechten!" Und in freudiger Zuversicht umarmt ihn seine Agnes. „Ich weine nicht, ich zitt’re nicht für Dich. Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken. So viele Pfänder seiner Gnade gab der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!" -
Abermals prallen die Heere in der Feldschlacht aufeinander. Abermals jagt Johannas gottbegeisterter Siegeswille die Engländer in wilde Flucht. „Reims ist verloren, eilt, Paris zu retten!" lautet der letzte Befehl des tötlich verwundeten Talbot. Aber Paris hat bereits freiwillig sich dem angestammten König ergeben.
Talbot, der Feldherr, dessen eiserner Wille das englische Heer siegreich bis Orleans geführt hatte, liegt sterbend auf der Walstatt. Erschütternd die Todesklage dieses Tapfern, dem doch das Beste

versagt blieb: die innere Verbundenheit mit Gott und dem Volke. Trostlos das Sterben dieses herrischen Ichmenschen, der nur an sich selber glaubte, dieses Rationalisten, dessen einzige Gottheit die Vernunft war, dieses Materialisten, der im Stoff das innerste Wesen der Dinge erblickt. Selbst im Tode ist er unfähig, die Macht zu begreifen, die sein Lebenswerk zerstört hat. Vom „Unsinn", von einem ,,groben Gaukelspiel" glaubt er sich besiegt. Vergebens ruft er seine Göttin an: ,,Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter des göttlichen Hauptes, weise Gründerin des Weltgebäudes, Führerin der Sterne..." Er kann sich nicht verhehlen, daß diese seine Göttin schmählich zuschanden geworden ist. ,,Dem Narrenkönig gehört die Welt!" Im Zusammenbruch seiner eitlen Weltanschauung erscheint ihm das Erdenleben als eine einzige große Sinnlosigkeit. „War unser ernstes arbeitsvolles Leben keines ernsthaftern Ausgangs wert? Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich, der ewigen Sonne die Atome wieder, die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt... So geht der Mensch zu Ende - und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts..."
Jawohl! Die Vernunft ist zu Boden gezwungen. Aber nicht vom Unsinn, sondern vom G l a u b e n .

VII

Mit nachtwandlerischer Sicherheit ist Johanna, von der unfehlbaren Stimme des Glaubens geleitet, bis hierher ihren Weg geschritten. Vor ihr leuchten die Türme von Reims, wo sie ihrem Volke den „eingeborenen Herrn" in feierlichem Krönungsakte zurückgeben soll. Da aber kommt eine furchtbare Versuchung über sie. Angesichts des fast erreichten Zieles versagt ihr die Kraft. Der so lange niedergehaltene Eigenmensch in ihr bäumt sich auf und droht den Gottesstreiter zu ersticken. Es ist, als ob der Geist des toten Talbot, äußerer Kampfmittel beraubt, nunmehr versuchte, den inneren Feind gegen Johanna zu hetzen. Kaum ist Talbot verschieden, da erblickt die Jungfrau die Gestalt eines schwarzen Ritters. Aus seinem Munde tönen unheimliche Worte der

Warnung. Es ist die gleiche Stimme des Versuchers, der vor kurzem noch mit der Zunge des Erzbischofs, des Königs und der Hofleute vergebens zu ihr sprach. ,,Gehe in keinen Kampf mehr." Mit tiefem Schauder fragt Johanna: „Was heißest Du in Mitte meines Laufs mich stille stehen und mein Werk verlassen? Ich führ’ es aus und löse mein Gelübde!" Noch einmal gelingt's ihr, den Versucher niederzukämpfen. Die Erscheinung verschwindet. „Ein trüglich’ Bild der Hölle war es... Siegreich vollenden will ich meine Bahn... Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken!"
Im nächsten Augenblick sieht sie sich dem englischen Feldherrn Lionel, dem Nachfolger Talbots, gegenüber. Nach kurzem Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand. In wütendem Ringkampf wirft sie ihn zu Boden. Sie reißt ihm den Helm vom Haupte und will ihm den Todesstreich geben. Da erblickt sie sein Gesicht, die edlen Züge eines jungen Helden. Jähe Liebesglut schießt ihr durchs Herz. Sie läßt das Schwert sinken. Zum ersten Male fehlt ihr die Kraft, zu tun, was die Pflicht gegen ihr Volk gebietet. Mit Erstaunen gewahrt Lionel ihre Schwäche.
Auch sein Herz wird von Liebe ergriffen. Er entreißt ihr das Schwert: „zum Pfande, daß ich Dich wiedersehe". Während er entweicht, sinkt Johanna ohnmächtig in die Arme der herbeigeeilten Kampfgenossen.- „Was hab’ ich getan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!“
Während König Karl mit Triumphgepränge, von seinem Volke umjubelt, in Reims einzieht, wird Johannas Gemüt von entsetzlichen Qualen zerwühlt. Sie „rührt es nicht, das allgemeine Glück"; ihr „ist das Herz verwandelt und gewendet". Scham und Zerknirschung streiten mit Liebesweh und Glücksverlangen. Das gläubige Hochgefühl der göttlichen Sendung ist erloschen. Schmerz und Bitterkeit über verlorenes Erdenglück erfüllen Johanna ganz. ,,Frommer Stab, o hätt’ ich nimmer mit dem Schwerte Dich vertauscht! Hätt’ es nie in Deinen Zweigen, heilige Eiche, mir gerauscht!" Die Eigensucht des Einzelwesens empört sich gegen die gottgewollte Selbstaufopferung für

das Gemeinwohl. Die Großtaten, die sie für ihr Volk vollbracht hat, erscheinen ihr jetzt als Ausdruck eitler Selbstüberhebung. Aus einem naturwidrigen Rausche glaubt sie zum natürlichen Leben wieder erwacht zu sein. Die ganze Tragik des Volkshelden und Gottesstreiters erfüllt sich jetzt in Johannas Herzen.
Die Krönungsfeierlichkeit wird ihr unerträglich. Sie stürzt aus der Kirche. Freudig begrüßen sie ihre Schwestern, die dort unter der Volksmenge harren. „Du bist glücklich? Ja, Du mußt es sein, da Du so groß bist und geehrt." - „Ich bin’s, da ich Euch wiedersehe", ist Johannas Antwort. „Da ich die Herde trieb auf unsern Höhen, da war ich glücklich. - Diese Menschen alle erheben mich weit über mein Verdienst. Ihr liebt mich, doch Ihr betet mich nicht an. - Wo war ich? Sagt mir, war das alles nur ein langer Traum, und ich bin aufgewacht? Nicht wahr, ich war entschlafen unter’m Zauberbaum? Mir hat von diesen Königen und Schlachten und Kriegestaten nur geträumt? Es waren nur Schatten, die an mir vorübergingen? - Kommt, laßt uns fliehen! Ich geh’ mit Euch, ich kehre in unser Dorf, in Vaters Schoß zurück."
Aber es gibt kein Zurück mehr. Die Prüfung ist unerbittlich. Als der gekrönte König aus dem Dome hervortritt, bahnt sich Johannas eigener Vater einen Weg durch die Menge und klagt die Tochter vor allem Volke der Zauberei an. Seine abergläubische Engstirnigkeit hat das gewaltige Wollen seines Kindes niemals zu fassen vermocht. Die heilige Eiche der Väter, unter der Johanna die Offenbarung erfuhr, ist ihm ein „verfluchter Zauberbaum, wo schon von altersher die bösen Geister den Sabbat halten".
Johanna bleibt vor der furchtbaren Anklage stumm. Alle Aufforderungen, sich zu rechtfertigen, beantwortet sie mit Schweigen. Sie ist sich bewußt, in sündiger Liebe zu Lionel, dem Landesfeinde, zu brennen. Drum unterwirft sie sich ,,schweigend dem Geschick, das Gott, ihr Meister, über sie verhängt". Und als die Donnerschläge eines heraufziehenden Gewitters die Anklage des Bauern zu bekräftigen scheinen, da glauben König, Erzbischof und Volk

die Gewißheit zu haben, daß Johannas Kräfte vom Teufel stammen. Johanna wird verbannt. Eine kleingläubige, frömmelnde Christenheit brandmarkt die gottgesandte Volksheldin als gottlos und schickt sie in die Wüste.
In grausiger Sturmesnacht irrt die Verstoßene durch die Wälder. Selbst der treue Bauernbursche, der sie liebt und ihr als einziger Schutz gefolgt ist, hält sie für eine Zauberin, bis sie ihm die Wahrheit offenbart. Bei armen Köhlersleuten erbittet sie einen Trunk Wasser. Aber entsetzt fliehen die biederen Menschen von dannen, als sie „die Hexe von Orleans" erkennen. Schließlich fällt sie einem Häuflein englischer Soldaten, das mit der Königin Isabeau den Wald durchstreift, in die Hände. Widerstandslos läßt sie sich fesseln. ,,Bringt sie zu Lionel!" befiehlt Isabeau.
Johanna fühlt, daß das Wiedersehen mit dem Geliebten sie vor eine fast übermenschliche Probe stellen wird. Umsonst bittet sie die Soldaten, ihr den Tod zu geben. In hoffnungsloser Not schreit sie zur Mutter Gottes: „Furchtbare Heilige! Deine Hand ist schwer! Hast Du mich ganz aus Deiner Huld verstoßen? Die Wunder ruhen, der Himmel ist verschlossen..."

VIII.

Nach hartem inneren Kampfe bleibt Johanna Siegerin auch über den gefährlichsten Feind: die Selbstsucht des eigenen Herzens. In jener Schreckensnacht, „in der Öde" hat sie sich erkennen gelernt. Von den Volksgenossen verstoßen, verachtet, verabscheut, hat sie das unsagbare Elend der Volksentfremdung ausgekostet. Sie hat erfahren, wie armselig und klein der Verzicht auf Eigenglück ist, gemessen an dem Verlust der Volkverbundenheit. Jetzt fühlt sie sich ,,geheilt". - ,,Dieser Sturm in der Natur, der ihr das Ende drohte, war mein Freund, er hat die Welt gereinigt und auch mich. In mir ist Friede. Komme, was da will, ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt."
Wie sie selbst innerlich zum Volke heimgefunden hat, so wird auch das Volk zu seiner Führerin zurückfinden. Die beseligende Gewißheit

dessen offenbart sich der Jungfrau beim Anblick der untergehenden Sonne. „So gewiß sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit, so unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit."
Und wirklich! Schon bereut man im fränkischen Lager die voreilige Verbannung. Seit Johanna fehlt, neigt sich das Kriegsglück wieder auf die Seite Englands. Der ehrliche Dunois, der nie an Johannas Schuld glauben konnte, enthält sich grollend des Kampfes. Das fränkische Heer ist in schwerer Bedrängnis. Da bringt der Bauernbursch, der Johannas Verbannung geteilt hat, die Nachricht von ihrer Gefangennahme und zugleich die Bestätigung ihrer Unschuld. Und mit einem Schlage erkennt man, was das Volk sich selbst und der Führerin schuldet. Es ist die Stimme des erwachten Volkes, die aus Dunois aufschreit: „Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln! Ganz Frankreich bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet! Setzt alles Blut, setzt Euer Leben ein! Frei muß sie sein, noch eh’ der Tag sich endet!"
In einem Wartturme wird inzwischen Johanna von Isabeau und Lionel gefangengehalten. Die Versuchung liegt hinter ihr. Der Sieg über sich selbst hat ihr die letzte Weihe göttlicher Erwähltheit gegeben. Sie ist zur höchsten Form heldischer Vollendung emporgediehen.
Mit kalter Verachtung begegnet sie den Lockungen des verliebten Lionel, der sie zu der Seinigen machen möchte, wenn sie ihrem „unwürdigen Vaterland" entsagt. Auf seinen Hinweis, daß er jetzt ihr einziger Freund sei, erwidert sie stolz und schneidend: „Du bist der Feind mir, der verhaßte, meines Volks. Nichts kann gemein sein zwischen mir und Dir. Nicht lieben kann ich Dich - doch wenn Dein Herz sich zu mir neigt, so führe Deine Heere hinweg von meines Vaterlandes Boden. Die Schlüssel aller Städte gib heraus, - allen Raub vergüte, - gib die Gefangenen ledig, - sende Geiseln, - so biet’ ich Dir den Frieden an in meines Königs Namen."
In dem Augenblick kommt die Kunde: „Die Franken rücken an." Lionel muß in den Kampf. Johanna soll ihr Wort geben, sich nicht zu befreien. ,,Mich zu befreien ist mein einziger Wunsch!" lacht sie zurück. Man legt ihr dreifache Fesseln an. Siegen die Franken, so will

Isabeau die Gefangene erstechen. „Jetzt erflehe Glück für die Waffen Deines Volk’s!" höhnt der Feind. „Das will ich!" schreit Johanna in fanatischer Kampfbegeisterung. Begierig trinkt sie den von draußen hereintönenden Schlachtenlärm in sich ein. „Horch! Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie mutig er in das Herz mir schallt und Sieg verkündend! Verderben über England! Sieg den Franken!

Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist Euch nah’! Frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele sich auf den Flügeln Eures Kriegsgesangs! - Mut, Mut mein Volk! Es ist der letzte Kampf! Den einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!"

Aber die Franken fliehen. Der englische Soldat auf dem Turme berichtet, wie Dunois schwer verwundet wird und der König, umzingelt, in Gefangenschaft gerät. „Jetzt ist es Zeit, jetzt, Retterin, errette!" gellt Isabeaus Hohngelächter.

Johanna stürzt auf die Knie. In heißem Flehen neigt sie sich zur Quelle aller Menschenkraft. „Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not! Hinauf zu Dir, in Deine Himmel send' ich meine Seele. Du kannst die Fäden eines Spinngeweb’s stark machen... leicht ist es Deiner Allmacht, eherne Bande in Spinngewebe zu verwandeln…" Eine gewaltige, übermenschliche Kraft sammelt sich in ihr. Ein Druck, sie ist frei. Der Glaube, der Ketten bricht.

Schon ist sie mitten im Kampfgetümmel. Es scheint, als sei sie „zugleich an vielen Orten". Die Franken sammeln sich zu neuem Kampf. Die Engländer werfen die Waffen von sich. Frei ist der fränkische König. Der englische Feldherr wird gefangen. Volk und Vaterland sind gerettet. - Aber Johanna empfängt in diesem Kampfe die tötliche Wunde.

Sie stirbt anders als Talbot. „Mein Volk wird siegen und ich werde sterben!" hat sie triumphiert. Nun wird ihr die Süßigkeit dieses Todes.

Die durch sie versöhnten Volksgenossen, der König und der Herzog, halten die Sterbende. „Schmerzlos und ruhig" liegt sie „wie ein schlafend Kind. Des Himmels Friede spielt um ihre Züge."

Noch einmal erwacht sie zum Bewußtsein: „Wo bin ich?" - „Bei Deinem Volk, Johanna." Sie lächelt. „Und bin ich wirklich unter meinem Volk, und bin nicht mehr verachtet und verstoßen? Ja, jetzt erkenn' ich deutlich alles wieder! Das ist mein König. Das sind Frankreichs Fahnen." Ihre letzte Sehnsucht gilt dem Sinnbild ihres Wollens. Man gibt ihr ihre Fahne in die Hand. Noch einmal richtet sie sich daran auf. Sie steht und blickt lächelnd in den Himmel. „Wie wird mir? - Leichte Wolken heben mich - der schwere Panzer wird zum Flügelkleide - hinauf - hinauf - die Erde flieht zurück - kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!"
Ihr entseelter Leib sinkt auf ihre Fahne und wird von einem Wald von Fahnen zugedeckt.
So stirbt keine Büßerin, die eine Schuld zu sühnen hätte. Ihr Tod ist nicht Strafe, sondern der Lohn einer Vollendeten. Der Lohn dessen, der sein von Gott befohlenes Erdenwerk in Treue zu Ende geführt hat. Das erhabenste Erdenwerk, das Menschen anvertraut sein kann: die Versöhnung und Befreiung des eigenen Volkes.
Nur aus tiefem Glauben an das Göttliche kann die Kraft zur Erlösung eines zerbrochenen und geknechteten Volkes erwachsen. Und alle vermeintliche Religiosität des einzelnen ist unecht, faul und unwahrhaftig, wenn sie sich abwendet vom eigenen Volk. Gott will das Volk. Und ein Volk, daß sich selber aufgibt, verliert damit zugleich auch Gott. Der wahre Volksheld ist immer auch ein Gotteskämpfer. Er wird sein Werk vollenden, wenn er den Lockungen selbstsüchtiger Schwachheit widersteht; wenn er sich frei macht von den vergänglichen Glücksgütern dieser Erde. Das große Glück, das er dafür eintauscht, ist dem gemeinen Sinn unfaßbar. Aber es ist ewig.

Sklaventum und Herrentragik

(Braut von Messina.)

"Jenen ward der gewaltige Wille und die unzerbrechliche Kraft. Mit der furchtbaren Stärke gerüstet, führen sie aus, was dem Herzen gelüstet, füllen die Erde mit mächtigem Schall; aber hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall." So singen die Ritter Messinas, in der selbstzufriedenen Sicherheit ihrer Schwäche, von dem Herrschergeschlecht, dessen Sklaven sie sind.

I.

Der Fürst von Messina hat dem eigenen Vater die Braut entführt und dafür den väterlichen Fluch geerntet. Seiner Ehe mit Isabella entspringen zwei Söhne, Manuel und Cesar, und eine Tochter, Beatrice. Um einer schlimmen Weissagung zu entgehen, bestimmt der Fürst die neugeborene Tochter zum Tode. Aber durch Täuschung des Gatten gelingt es Isabella, das Kind in ein Kloster zu retten, wo es einsam, ohne Eltern und Brüder zu kennen, heranwächst. Die beiden Söhne verfolgen einander von frühester Jugend an mit wildem Haß. Als Mittel, ihre Wut in Schach zu halten, kennt der Vater nur eiserne Strenge. Die Kinder zur Versöhnung anzuleiten, kommt ihm nicht in den Sinn. Weil er stark genug ist, „dem Strome zu wehren", verschmäht er es, dem Übel „die Quelle zu verstopfen". Kaum ist er tot, so bricht zwischen den Brüdern der offene Kampf um das Erbe los. Da jeder von ihnen Anhänger hat, erweitert sich der Familienstreit zum blutigen Bürgerkriege. In ohnmächtiger Verzweiflung steht die Fürstin-Witwe der Raserei ihrer Kinder gegenüber.

Die Ältesten von Messina treten mahnend an sie heran. „Du siehst, daß Deiner Söhne Bruderzwist die Stadt empört in bürgerlichem Streit, die von den bösen Nachbarn rings umgarnt, durch Eintracht nur dem Feinde widersteht." Sie drohen, die Stadt ,,einem andern Herrn zu übergeben, der unser Bestes will und schaffen kann".

Es gelingt Isabella schließlich, in ihrem Palaste eine Zusammenkunft der Söhne herbeizuführen. Die Stunde erweist sich scheinbar als günstig. Jeder der Brüder hat ein Liebeserlebnis gehabt, das ihn weicher und versöhnlicher stimmt. Die Leidenschaft des gegenseitigen Hasses ist verblaßt vor der Liebesleidenschaft, die jetzt ihre glutvollen Herzen ausschließlich erfüllt.
Manuel ist auf der Jagd unversehens in den Garten des Klosters geraten, in dem Beatrice lebt. Er weiß nicht, daß er eine Schwester hat. Die Elternlose, Vereinsamte wirft sich dem unbekannten Ritter in die Arme. Ein rascher, heißer Liebesbund wird geschlossen und in aller Heimlichkeit durch tägliche Besuche genährt.
Am Tage aber, an dem der alte Fürst bestattet wird, treibt ein dunkles Gefühl Beatricen, sich - gegen Manuels Willen - unter die andächtige Menge zu mischen und dem die letzte Ehre zu zu erweisen, der, ohne daß sie es ahnt, ihr Vater war. In der Kirche begegnet sie Cesar. Auch sein Herz entbrennt alsbald in Liebe für die schöne Unbekannte.
Einige Zeit später erfährt Beatrice von dem alten Diener Diego, daß der Tag nahe ist, an dem ihre unbekannte Mutter sie heimholen will. Sie verrät es ihrem Manuel. Der, voll Furcht, die Geliebte zu verlieren, entführt sie mit ihrem Einverständnis an einen abgeschiedenen Zufluchtsort. Aber Cesar, der seit jenem Tage der ersten Bekanntschaft unablässig die geliebte Unbekannte sucht, hält ein Heer von Spähern in Tätigkeit. Sie entdecken jetzt, wo Beatrice sich aufhält. Nun glaubt auch Cesar, der Geliebten gewiß zu sein.
Noch ahnen die Brüder nicht, daß ihre Liebe dem gleichen Weibe gilt.
Versöhnt stehen sie zu beiden Seiten der glücklichen Mutter. Diese eröffnet ihnen zum ersten Mal, daß sie eine Schwester haben, die heute noch heimkehren soll. Und nun offenbaren auch die beiden Brüder ihr heimliches Glück und verheißen der Mutter, ihr am gleichen Tage die Braut zuzuführen.
Isabella glaubt, auf den Gipfel des Glücks erhoben zu sein. Eine jahrelange Sehnsucht scheint sich zu erfüllen. Von jeher hat sie mit tiefstem Gefühl begriffen, was Familie, was Blutverwandtschaft

bedeutet. „Frevler an dem eigenen Blut" hat sie die Söhne gescholten, die in unnatürlicher Feindschaft gegeneinander es vorzogen, „sich wegzuwerfen an den schlechtern Mann, sich an den Feind und Fremdling anzuschließen". - „Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab. Ihn kann das Glück nicht geben. Anerschaffen ist ihm der Freund, und gegen eine Welt voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!" - Was Isabella heiß ersehnt, aber niemals gekannt hat, glaubt sie nun mit einem Schlage erstehen zu sehen: eine einträchtige, vertrauensvolle, für die fernste Zukunft gesicherte Familie. „Auf festen Säulen seh' ich mein Geschlecht, und in der Zeiten Unermeßlichkeit kann ich hinabsehen mit zufriedenem Geist." Der Traum ist schön. Um so furchtbarer wird das Erwachen sein.

II.

Ein Sohn, der dem Vater die Braut raubt. Ein Vater, der den Sohn verflucht. Ein Vater, der seine Tochter beseitigen will. Ein Eheweib, das sich gezwungen sieht, den Willen des Mannes täuschend zu umgehen. Zwei Brüder, die dem Wunsche der Mutter trotzend, sich tötlich befehden.

Eine Tochter, die ins Elternhaus heimgerufen, mit einem fremden Manne entflieht.

Das ist das Bild einer seit Menschenaltern zerrütteten Familie.

Und doch tragen die einzelnen Glieder dieser Familie den Stempel edelsten Menschentums auf der Stirn. Isabella, eine Frau voll Stolz, Tatkraft und Mutterliebe. Beatrice, ein Mädchen voll Anmut, Gefühlsreichtum und Treue. Manuel und Cesar, zwei hochgesinnte, tapfere, seelenstarke junge Helden.

Das Familienband aber, das diese Edelmenschen zu einem lebendigen, blühenden Organismus zusammenschließen sollte, ist morsch und zerfressen. Seltsam, wie diese Familie selbst in Dingen des Glaubens, der Weltanschauung uneins ist; während Isabella sich einem Mönche vertraut, öffnet ihr Gatte sein Herz einem arabischen Magier. Es ist, als fehle dieser Familie der nährende Mutterboden.

Es ist eine Familie, die, losgelöst von Heimat und Volk, im luftleeren Raume gleichsam, noch eine Weile ein wildflackerndes Eigenleben führt, um dann auf ewig zu verlöschen.

Das Herrschergeschlecht von Messina hat seelisch und rassisch nichts gemein mit der Bevölkerung, über die es herrscht. Von weither, aus einem anderen, besseren Volke, ist es als Eroberer ins Land gekommen. „Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht, da entspringen der Erde Gebieter." Durch ihre rassische Überlegenheit haben diese fremden Vollmenschen die Bevölkerung Messinas sich dienstbar gemacht und walten nun als einzige Herrenfamilie über einer Herde artfremder Knechte.

Kein Band des Blutes, kein Band des Gewissens spinnt sich zwischen Herrschern und Beherrschten. Das Recht des Stärkeren und die feige Klugheit des Schwachen sind die alleinigen Grundlagen dieses Fürstentums. Die Bevölkerung von Messina ist kaum ein „Volk" zu nennen. „Es liebt ein jeder nur sich selbst." Bewundernd neigen sich die eingeborenen Ritter vor Isabellas Herrscherbegabung: „Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren, um einer Herrscherin fürstlichen Sinn. Über der Menschen Tun und Verkehren blickt sie mit ruhiger Klarheit hin. Uns aber treibt das verworrene Streben blind und sinnlos durch's wüste Leben." Diese Menschenart ist unfähig, aus sich heraus einen Führer zu gebären. „Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen, das Land kann seine Kinder nicht schützen."

Darum mußte dieses Volk dem Eroberer zur Beute werden. Man brauchte einen Sklavenhalter, um überhaupt leben zu können. Man brauchte einen fremden Herrn, der Ruhe und Ordnung gewährleistete und das Land vor immer neuen Einfällen und Beunruhigungen schützte. Man brauchte einen Heerführer, der die vorhandenen Mannestugenden zu wecken, zu sammeln und für das Land nutzbar zu machen verstand.

Zwar „schön ist der Friede...", meinen die unterworfenen Ritter, „aber der Krieg hat auch seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks. Denn der Mensch verkümmert im Frieden. Müßige Ruh' ist das Grab

des Muts. Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen. Alles erhebt er zum Ungemeinen. Selber den Feigen erzeugt er den Mut." Diese Erfahrung und Weisheit verdanken die minderrassigen Bewohner Messinas gewiss in der Hauptsache der Erziehung durch das Geschlecht der Eroberer.

Ehrfurcht gemischt mit ungefährlichem Neide ist das Gefühl, das dieses Sklavenvolk den Herren entgegenbringt. Manuel und Cesar sind „des Landes Stolz". Schlagen sie gegeneinander los, so folgen die Ritter Messinas wie getreue Haustiere - die einen dem Cesar, die anderen dem Manuel. Gehorsam kehren sie die Waffen gegen das eigene Blut, wenn die Herren es wünschen. Denn nicht aus ihrem Volkstum, nur aus dem Heldenbeispiel des Gebieters schöpfen sie ihre Kraft. Voller Wut fauchen die „Volksgenossen" im Dienste der Fremdlinge einander an: „Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen, zu dem Kampf ist die Faust geballt! Denn ich sehe das Haupt der Medusen, meines Feindes verhaßte Gestalt! Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute - gönn' ich ihm die Ehre des Wort's?"

Nur gelegentlich werden diese Sklavenseelen sich ihrer Schande vorübergehend bewußt. „Warum ziehen wir mit rasendem Beginnen unser Schwert für das fremde Geschlecht? Es hat an diesen Boden kein Recht. Auf dem Meerschiff ist es gekommen, von der Sonne rötlichtem Untergang. Gastlich haben wir's aufgenommen, und jetzt sehen wir uns als Knechte, untertan diesem fremden Geschlechte." Und ein älterer, verständiger Ritter sagt wohl zum jüngeren: „Dich nicht haß' ich. Nicht Du bist mein Feind. E i n e Stadt ja hat uns geboren. J e n e sind ein fremdes Geschlecht." Aber was kann es helfen. „Wenn sich die Fürsten befehden, müssen die Diener sich morden und töten, das ist die O r d n u n g, so will es das R e c h t." Nach dem Zweck des Kampfes zu fragen, geziemt dem Knechte nicht. „Wir kämpfen ihre Schlachten, der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann, der den Gebieter läßt verachten."

So haben sich die Bewohner Messinas vollkommen und bedingungslos mit der Fremdherrschaft abgefunden. Das Los der Unterworfenen erscheint ihnen bereits als Segen, denn Selbstverantwortung bringt Wagnis und Gefahren mit sich. ,,Darum lob' ich mir, niedrig zu stehen,

mich verbergend in meiner Schwäche." In diesem „Ritterwort" enthüllt sich der ganze sittliche Tiefstand einer knechtseligen Rasse.
So sieht das Volkstum aus, das einem stolzen Geschlecht, einem Manuel, einem Cesar die Urheimat ersetzen soll!

III.

Nur mit Verachtung kann das Geschlecht der Eroberer auf diese Gefolgschaft herabblicken. Niemals kann ein Volk wie das von Messina einem Manuel oder einem Cesar zum Gegenstande heiliger Verantwortung, opfervoller Führerhingabe werden. Niemals kann es den Brüdern einfallen, sich zu „Dienern" eines solchen Sklavenvolkes zu machen. Ihr Herrentum kann sich an dieser Art von Untertanen niemals zu Führertum veredeln. Dieses unterworfene Volk ist für große Männer nur als Spielzeug, nur als Mittel zur Befriedigung erhobener Launen und Leidenschaften verwendbar.
Die Ritter Messinas erwarten von ihren Herren auch nichts anderes. Mit neidvoller Bewunderung preisen sie das Herrscherlos, wie sie es verstehen: „Den begünstigten Sohn der Götter beneid' ich, den beglückten - Besitzer der Macht. Immer das Köstlichste ist sein Anteil. Von allem bricht er die Blume sich ab. Für den Herrscher legt man das Beste zurück. Wenn sich die Diener durch's Los vergleichen, ihm ist das Schönste gewiß. Dieses beneid' ich ihm unter allem, daß er heimführt die Blume der Frauen, daß er sie eigen besitzt."
Dieser Denkweise der Beherrschten entspricht aufs Haar das Bewußtsein der Herrschenden. Von Liebesleidenschaft ergriffen, erblicken Manuel und Cesar in ihrem Herrschertume nichts als ein willkommenes Mittel, die Geliebte in Glück und Glanz zu erheben. Manuel: ,,Anders soll sie mich nicht wiedersehen als in der Größe Schmuck und Staat und festlich von Eurem ritterlichen Chor umgeben. Als eine Fürstin fürstlich will ich sie einführen in die Hofburg meiner Väter." Und von Cesar: „Wie süß ist's, die Geliebte zu beglücken mit ungehoffter Größe Glanz und Schein."

Staat und Volk von Messina sind diesen Heldenjünglingen gerade gut genug als Staffage eines überschwänglichen Liebesglücks. Das ist die Tragik dieser beiden hochgearteten Männer, daß sie, ausgestattet mit allen Eigenschaften, die zum Volksführer befähigen, eines Volkes entbehren, dem sie Führer werden könnten. Losgelöst von dem Volkes ihres Blutes, suchen sie vergebens, ihrem ungestümen Lebensdrange Sinn und Gehalt zu geben. Die Familie kann ihnen das Volk nicht ersetzen; sie hat nur Sinn als Zelle eines organischen Volkstums

So zersprengen die Brüder die inhaltlos gewordene Familienform durch Bruderkrieg, weil jeder im andern den einzig vorhandenen würdigen Gegner erblickt. Fern ihrem Volke unterliegen sie der Versuchung, in der Befriedigung der Leidenschaften und Triebe ihres Ichs den eigentlichen Lebensinhalt zu suchen. In der Liebe zu Beatrice glauben beide ihn gefunden zu haben. Cesar fühlt im Gedanken an die Heimführung der Braut das ,,höchste der Entzücken". Und Manuel ruft bei der Schilderung seines Herzenserlebnisses: „Das unstät schwanke Sehnen war gebunden, dem Leben war sein I n h a l t ausgefunden"

So folgt in diesem entwurzelten Herrengeschlecht jeder einzelne nur dem Stern seiner Eigensucht. Keiner vertraut den Familiengliedern auch nur seine Pläne. In „verfluchter Heimlichkeit" geht jeder verblendet den eigenen Weg. Bis diese Wege unversehens zusammenlaufen, und die entfesselten Leidenschaften in furchbarem Zusammenprall das ganze Geschlecht zermalmen.

IV.

In dem Garten, den Manuel der Geliebten als Zufluchtsort ausgewählt hat, überrascht Cesar den eben versöhnten Bruder in der Umarmung Beatricens. Wutschäumend glaubt er den Bruder der Heuchelei und des Verrates überführt. ,,D e s w e g e n logst Du tückisch mir Versöhnung." In wilder Eifersucht ersticht er den Ahnungslosen. Zu spät erfährt er von der Mutter, daß es die Schwester war, die der Bruder umarmte.

Jetzt empfindet Cesar in tiefster Seele, daß die eigensüchtige Leidenschaft, die ihn zum Brudermord getrieben hat, eine furchtbare

Schuld bedeutet. Er ist sofort entschlossen, diese Schuld mit dem Tode zu sühnen. „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht." Indem er es opfert, verneint und vernichtet Cesar den selbstischen Trieb, der ihn in die schwere Schuld verstrickt hat.

Die Bitte der Mutter, seine Sünde durch Buße und kirchliche Gnadenhilfe zu sühnen, muß dieser Sonnenmensch von sich weisen: „Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung, - ich kann nicht leben, Mutter mit gebrochenem Herzen. Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen und in den Äther greifen über mir mit freiem Geist."

Das Sklavenvolk Messinas meldet vergebens seine vermeintlichen Rechte an: „Zum Herrn bist Du Dich schuldig dem verwaisten Land, weil Du des andern Herrscherhauptes uns beraubt." Gelassen antwortet Cesar: ,,Zuerst der Todesgöttin zahl' ich meine Schuld! Ein anderer Gott mag sorgen für die Lebenden." Was hat er diesen ihm innerlich fremden Menschen gegenüber für Pflichten! Zu dem toten Bruder, der seines Blutes war, zieht ihn die Pflicht. Nicht zu diesem Haufen lebendiger, aber minderrassiger Knechte. Wohl lockt durch Beatricens Stimme noch einmal das Leben. Aber die selbstlose Stimme der Gerechtigkeit in Cesars Brust übertönt diese Lockung. „Nein, Bruder... Ich, der Mörder, sollte glücklich sein, und Deine heilige Unschuld ungerächet im tiefen Grabe liegen? - Das verhüte der allgerechte Lenker unserer Tage, daß solche Teilung sei in seiner Welt." So bewährt Cesar, dem im Leben die letzte Bewährung als Vorkämpfer eines Volkstums versagt bleiben mußte, doch noch im Tode die edle angestammte Heldenart seines Wesens. Und der Chor der Ritter, der Zeuge seines Todes ist, weiß nicht, ob er „bejammern oder p r e i s e n soll sein Los".

V.

Herrenmacht über Sklaven kann einem Helden nicht höchste Lebenserfüllung bedeuten. Nur aus dem Schoße des eigenen Volkes heraus kann sich Heldentum zur vollen Blüte entfalten. Vom Volke

gelöst, verzehrt es sich hoffnungslos in der Flamme der eigenen Leidenschaft.

Volksnot und Freiheitswille

(Wilhelm Tell.)

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last - greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst -."

Jawohl! „Eine Grenze hat Tyrannenmacht." Diese Grenze ist der Freiheitswille des Volkes. Der eiserne Wille, der von dem Bewußtsein durchglüht ist: „Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist uns das S c h w e r t gegeben"

I.

Das Schweizervolk liebt die Freiheit über alles. Ein kernig deutsches Volk. Ein Volk von Bauern, Jägern und Hirten. Keinem Lohnherrn pflichtig, in Gottes freier Natur, leben die meisten ihrem oft gefahrvollen Beruf; nur der eigenen Kraft, Geschicklichkeit und Kühnheit verdanken sie ihr Brot.

Gering nur ist die Zahl der Edelleute, gering auch die Zahl der leibeigenen Knechte. Und kein Neid, keine Überheblichkeit verbittert das Zusammenleben der Stände. Der Edelmann trinkt den Frühtrunk aus dem gleichen Becher mit seinen Knechten und begleitet sie von frühster Morgenstunde bei der täglichen Arbeit in Wald und Feld, „mit seinem Auge ihren Fleiß regierend". Der freie Bauer tauscht brüderlichen Händedruck auch mit dem Leibeigenen. „Sie lieben’s Land", das genügt ihm, um die Hörigen menschlich den Freien gleichzuachten. „Es preise sich, wer keinem mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden, doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande." Wohl sind dem Leibeigenen

gewisse Ämter verschlossen. „Kein eigener Mann kann Richter sein in Schwyz." So will es das allgemeine Rechtsbewußtsein. Niemand nimmt Anstoß daran. Eine „soziale Frage" ist diesem innerlich gesunden Volke unbekannt.

Erfordert das Gemeinwohl wichtige Beschlußfassungen, so versammeln sich die Volksgenossen nach altgermanischem Brauche zu einer ,,Landgemeinde". Nach eingehender, ernster Beratung entscheidet die Mehrheit der Stimmen. Kein Parteigezänk entheiligt die feierliche Handlung. Wagt sich einmal eigensüchtiger oder heftiger Sinn hervor, so genügt zur Beschwichtigung die würdige Mahnung des Ammannes: „Stehen wir nicht alle für dieselbe Sache?"

Getrost dürfen die Schweizer in ruhigen Zeitläufen die Zahl der Stimmen statt des Gewichtes entscheiden lassen; denn das sittliche Gewicht der Stimmen ist bei jedem das gleiche. Jedem einzelnen ist das Bewußtsein eingeboren, daß das Gemeinwohl über Sonderwünsche geht. Man kennt auch sehr wohl die Männer, deren Klugheit und Erfahrung über die Menge hinausragt und wird bei der Abstimmung neidlos bereit sein, den überlegenen Rat dieser Angesehenen zu beherzigen. Das unverfälschte Gefühl der Abstimmenden wird meistens ganz von selbst zu dem gesündesten Entschluß hinleiten. Denn alle diese Männer sind durch ihr Blut und eine gleiche Lebensanschauung untereinander aufs innigste geeinigt.

Äußerlich durch Grenzen der Natur in verschiedene „Waldstätten" geschieden, haben sie nicht vergessen, daß sie „eines Stammes und Blutes" sind, und ihre Väter aus der gleichen Urheimat stammten. Sie alle erleben in ihrer naturgebundenen Berufstätigkeit täglich und stündlich das Walten Gottes, sind gewohnt, sich Gott zu beugen, gewohnt, Gott zu vertrauen. Heiß lieben sie alle die Heimat in ihrer Schönheit und Eigenart. Und diese Liebe gründet sich auf das tiefe Bewußtsein dessen, wodurch das Land zum unzerstörbaren Bestandteil des Volkstums geworden ist. „Wir haben diesen Boden uns erschaffen durch unserer Hände Fleiß, den alten Wald, der sonst der Bären wilde Wohnung war, zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;

die Nebeldecke haben wir zerrissen, die ewig grau um diese Wildnis hing, den harten Fels gesprengt, über den Abgrund dem Wandersmann den sichern Steg geleitet. Unser ist durch tausendjährigen Besitz der Boden," - durch tausendjährige Arbeit am Boden. Ihr tiefstes und letztes Glück aber finden diese Menschen in einem reinen, innigen Familienleben. Alle diese Männer wissen, daß das Wohl des Landes zusammenfällt mit dem Wohl ihrer Weiber und Kinder. Sie wissen, daß das Volk nicht aus der flüchtigen Gegenwartswelt, sondern aus der unendlichen Folge der Geschlechter besteht. Sie wissen, was sie den Vätern verdanken und den Kindern schulden.

In dem glücklichen Gefühl dieser weltanschaulichen Geschlossenheit glauben die Schweizer nicht ohne Grund, eines ständigen persönlichen Führers entraten zu können. Das gesunde Blut ersetzt ihnen den Führer. Es ermöglicht ihnen die demokratische Selbstregierung. Es überhebt sie der Notwendigkeit, zugunsten eines einzelnen Volksgenossen die Freiheit aller übrigen einzuschränken.

Und doch verkennen auch die freien Schweizer nicht, daß bestimmte Lebenslagen unabweisbar einen Führer erfordern. ,,Denn herrenlos ist selbst der Freieste nicht. Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit." Und daß vor allem der Krieg einen Mann verlangt, der vorangeht und allein zu befehlen hat, ist diesem Volke selbstverständlich. Aber die allzustarke individualistische Seite ihres Freiheitsdranges, die Abneigung vor gegenseitiger Unterordnung, die Achtung vor dem Unabhängigkeitsbedürfnis des einzelnen verführt die Schweizer, sich das richterliche und kriegerische ,,Oberhaupt" nicht aus dem eigenen Volke zu küren. Von außerhalb haben sie sich den Führer verschrieben. Vertrauensvoll und treu hat sich die Schweiz schon zur Zeit der Väter eingefügt in das „heilige römische Reich deutscher Nation" und sich freiwillig dem Schutz und Schirm des Kaisers unterstellt, „der den Herrn sich nennet der deutschen und der welschen Erde". Der Kaiser hat den ,,Blutbann" auszuüben durch einen Reichsgrafen, der von Fall zu Fall von den Schweizern ins Land gerufen wird und dann das Recht spricht

„unter freiem Himmel, schlicht und klar und ohne Furcht der Menschen". Der Kaiser hat auch das Schweizerland vor feindlichem Einfall zu schützen. Aber nicht umsonst will das stolze Volk diesen Schutz genießen. Zur Gegenleistung hat es sich dem Kaiser ,,wie die andern Freien seines Reiches zu edlem Waffendienst gelobt". Die Schweizer werden zu Soldaten, ihre Edelleute zu Offizieren, sobald der Kaiser ruft. „Sie folgten, wenn der Heribann erging, dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten. Nach Welschland zogen sie gewappnet mit, die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen." Sie leisten diesen Dienst mit Freuden, um nicht im ewigen Frieden zu erschlaffen und zu verkümmern. Mit Stolz erinnert sich Attinghausen, der greise schweizerische Freiherr, der Kriegstaten dieses ,,Hirtenvolkes": „Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten, ich hab' es fechten sehen bei Favenz..." Durch die Waffenhilfe, die sie dem Kaiser leisten, bewahren sich die Schweizer auch unter der kaiserlichen Schutzherrschaft die völlige innere Freiheit. Wahrlich, ohne Scham dürfen sie für diesen Herrn Kriegsdienste tun, auch wenn er kein Schweizer ist. Fühlen sie sich doch als Teil der großen deutschen Blutsgemeinschaft. Ist ihnen doch der Kaiser die lebendige, gottgewollte Verkörperung des erhabenen Gedankens deutscher Größe und Macht. Aber damit ist's genug. Dies erscheint den Schweizern als eines freien Volkes „einzige Pflicht, das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt“. Im übrigen Wollen sie Freiheit. Und sie haben das sittliche Recht dazu. Denn in dieser Freiheit und durch sie gelingt es ihnen, beste deutsche Art in reinster Form zu bewahren.

Unter solchen Sitten und Gerechtsamen haben die Schweizer von altersher gut und glücklich gelebt. Sie wünschen, daß auch ihre Kinder so leben.

Eines Tages aber kommt die große Prüfung über das Volk. An der schwachen Stelle der Staatsverfassung bricht das Verhängnis herein.

Der auswärtige Herr, dem sich das Volk anvertraut hat, wird zum Verräter, der Schützer wird zum Unterdrücker, die Obrigkeit wird zum

Landesfeinde. Die Stunde ist gekommen, in der das Schweizervolk seine Echtheit und Urkraft bewähren muß.

II.

Den Kaiserthron besteigt ein Habsburger, der entschlossen ist, die kaiserlich verbrieften Freiheiten der Schweizer zu vernichten. Albrecht, Herzog von Österreich. Ohne die Wohlfahrt des Reiches und das Glück der in ihm vereinigten deutschen Stämme zu beachten, strebt er rücksichtslos nach Vergrößerung seiner Hausmacht. Eigennützig mißbraucht er die ihm als Kaiser anvertraute Gewalt, um als Herzog von Österreich Ländergewinn einzuheimsen. Er will der Schweiz Freiheit und Unabhängigkeit rauben, sie seinem Stammlande Österreich einverleiben. Als die Schweizer freiwillige Unterwerfung ablehnen, greift der Kaiser zu einem schamlosen Gewaltakt. Unter Bruch der Reichsverfassung belegt er die Schweiz mit seinen Truppen und setzt Landvögte ein, die das Volk durch ein Schreckensregiment dem kaiserlichen Willen unterwerfen sollen. Auf festen Burgen, zu Küßnacht, Roßberg und Sarnen, nisten sich diese vom Kaiser mit Glück ausgewählten Gewaltmenschen ein: der Landenberger, der Wolfenschießen und Geßler. Besonders schwer lastet auf Schwyz und Uri die Hand Geßlers; er ist der grausamste und zielbewußteste der Tyrannen und begreift seine Aufgabe aus dem Grunde. „Ich bin des Kaisers Diener und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle. Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk zu schmeicheln und ihm sanft zu tun - Gehorsam erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer soll Herr sein in dem Lande oder der Kaiser." - „Daß sie den Nacken mir beugen lernen, den sie aufrecht tragen", - das erkennt Geßler mit Recht als Vorbedingung für eine wirkliche Unterwerfung der Schweizer.

So legt er dem an Freiheit gewöhnten Volke Demütigung über Demütigung auf. „Ich will nicht, daß der Bauer Häuser baue auf seine eigene Hand und also frei hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande." So droht er dem Schwyzer Bauern Stauffacher, der sich von dem Fleiß

seiner Hände ein Haus errichtet hat. Er selbst aber preßt die Bevölkerung von Uri zu Fronarbeiten am Bau einer gewaltigen Zwingburg, die zur Unterdrückung eben dieser Bevölkerung dienen soll. Und um die Schmach vollkommen zu machen, läßt er auf öffentlichem Marktplatz ein Symbol der Knechtschaft, des Unrechts und der Schande aufstellen: auf einer Stange den Herzogshut von Österreich. „Man soll ihn mit gebogenem Knie und mit entblößtem Haupt verehren. Daran will der König die Gehorsamen erkennen. Verfallen ist mit seinem Leib und Leben dem Könige, wer das Gebot verachtet." So lautet das Gesetz, das Geßler hierzu verkünden läßt. Die Nichtachtung eines Sinnbildes der Schmach wird zum Staatsverbrechen erklärt.
Aber dieses stolze Volk läßt sich nicht demütigen. Knebelungsgesetze und äußere Gewaltmittel reichen an die Freiheit seiner Seele nicht heran. Die Demütigungsversuche der Vögte erregen unter den Schweizern nur Spott und Gelächter. „Mit diesem Häuslein wollt Ihr Uri zwingen?" höhnen die Maurergesellen über den der Burg zugedachten Namen „Zwing-Uri". „Laß’ sehen, wieviel man solcher Maulwurfshaufen muß über’nander setzen, bis ein Berg draus wird, wie der geringste nur in Uri." Und als die Landenbergischen Reiter am Ufer haltmachen und zuschauen müssen, wie der verfolgte Flüchtling ihnen im Kahn über den See entwischt, ertönt die spöttische Frage: "Ist’s der im Nachen, den Ihr sucht? Reit‘ zu! Wenn Ihr frisch beilegt, holt Ihr ihn noch ein!" Bei der Verlesung des Hut-Verehrungs-Gesetzes lacht das Volk laut auf: „Wir ’nen Hut verehren?" Und die Bäuerin Mechthild zeigt den Kindern den Hut mit den Worten: „Da hängt der Landvogt -- habt Respekt, Ihr Buben! - Wollt’ Gott, er ging' und ließ’ uns seinen Hut."
Die lachende Verachtung, die aus diesen innerlich freien Menschen hervorbricht, läßt selbst die beamteten Wächter des Hutes an dem Ernst und der Würde ihres dienstlichen Auftrags irre werden. Die beiden Polizeischergen Frießhardt und Leuthold fühlen sich keineswegs wohl in ihrer Haut. „Nur schlecht’ Gesindel läßt sich sehen und schwingt uns

zum Verdrieße die zerlumpten Mützen. Was rechte Leute sind, die machen lieber den langen Umweg um den halben Flecken, eh’ sie den Rücken beugten vor dem Hut." Voll Unbehagen erinnert sich Frießhardt der Blamage, die ihm der Pfarrer angetan hat, als die Leute Mittags vom Rathause kamen und „ein guter Fang" in Aussicht stand; da hatte sich der Pfarrer mit der Monstranz vor den Hut gestellt, und alle fielen aufs Knie, Frießhardt selber mit, „und grüßten die Monstranz, doch nicht den Hut". Der grundanständige Leuthold hat diese Art Dienst überhaupt satt. „Es fängt mir an zu deuchten, wir stehen hier am Pranger vor dem Hut; s’ ist doch ein Schimpf für einen Reitersmann, Schildwach zu stehen vor einem leeren Hut - und jeder rechte Kerl muß uns verachten." Der andere freilich, Frießhardt, ist ein „dienstfertiger Schurke, der wackre Leute gern ins Unglück brächte". Aber auch er scheint vor den Vorgesetzten, die ihn auf diesen Posten gestellt haben, keine übertriebene Hochachtung mehr zu besitzen. „Warum nicht vor dem Hut sich beugen?" meint er trocken. „Bückst Du Dich doch vor manchem hohlen Schädel." Und Leuthold kommt schließlich zu dem vernünftigen Schluß: „Mag, wer da will, am Hut vorübergehen, ich drück’ die Augen zu und seh’ nicht hin." -

Aber neben diesen verfehlten „Erziehungsmaßnahmen", die nur die Lachlust kitzeln, geschehen Dinge im Lande, über die niemand mit Spott und Verachtung hinwegkommen kann. Dinge, die Grauen und Entsetzen erregen müssen.

Im Melchthal läßt der Landenberger einem jungen Bauern das Ochsengespann wegpfänden. „Wenn der Bauer Brot will essen, mag er selbst am Pfluge ziehen", bemerkt zynisch der Gerichtsvollzieher. Eine Maulschelle ist die gerechte Antwort des Bauern. Aber die Rache des Vogtes droht. Der Jüngling muß fliehn. Da läßt der Vogt den Vater ergreifen, ihn blenden und als Bettler von Haus und Hof jagen.

In Unterwalden macht die Willkür des Vogtes selbst vor der bäuerlichen Familienehre nicht Halt. Dem Weibe Baumgartens versucht der Wolfenschießen Gewalt anzutun. Der Bauer, „ein bescheidener Mann",

kommt hinzu. In jäher Wut erschlägt er den Vogt mit der Axt. Die Rache der Unterdrücker ist maßlos. Zwar Baumgarten entweicht, denen aber, die ihm fortgeholfen haben, werden die Häuser niedergebrannt, die Herden verwüstet.
Vergebens, daß innerhalb des kaiserlichen Lagers auch einmal menschlicher Sinn sich rührt; daß eine Berta von Bruneck, entsetzt über die Folgen der Gewaltherrschaft, geschehenes Unheil mit Geld zu vergüten sucht. Solche Gaben schüren nur den Haß, machen die Erniedrigung nur fühlbarer. „Mit Eurem Golde - alles ist Euch feil um Gold. Wenn Ihr den Vater von den Kindern gerissen und den Mann von seinem Weibe, und Jammer habt gebracht über die Welt, denkt Ihr's mit Golde zu vergüten - geht!"
Lähmende Verzweiflung beginnt sich über das Schweizervolk zu lagern. Der Kaiser, der nach der Verfassung Führer aus der Not sein sollte, ist selbst zum Urheber der Not geworden. Daß „ein anderer Kaiser ans Reich gelangen kann", ist ein magerer Trost, dessen Erfüllung in weiter Ferne zu liegen scheint. Nein, aus dem eigenen Volke heraus muß der Führer, der Befreier erwachsen. Aber wo ist er zu finden?
Herzerschütternd klingt der Schrei des führerlosen Volkes: ,,Wann wird der Retter kommen diesem Lande?"

III.

Aus den Reihen des Adels sollte man den Retter erwarten. Aber der Adel versagt. Die Bauern erklären sich dies auf harmlose Art: „Die Edeln drängt nicht gleiche Not mit uns. Der Strom, der in den Niederungen wütet, bis jetzt hat er die Höhen noch nicht erreicht." Aber die wahre Ursache liegt tiefer. Es ist dem Landesfeinde gelungen, einen Keil zu treiben zwischen den adligen Nachwuchs und das Volk. Durch die Lockungen höfischen Glanzes und Ruhmes hat es der Kaiser verstanden, die Jungmannschaft des Schweizerischen Adels dem eigenen Volkstum zu entfremden. So hat sich der schweizerische Edelmann Wolfenschießen dem Kaiser sogar als Vogt, als Bedrücker der eigenen Landsleute, zur Verfügung gestellt. Und Ulrich von

Rudenz, des alten Attinghausen Neffe, hat sich aus Ehrgeiz und Liebesleidenschaft zu der schönen Berta von Bruneck dem Gefolge Geßlers angeschlossen.
Mit tiefem Schmerze bemerkt der 85jährige Freiherr, in dem die alte Volksverbundenheit des Adels noch lebendig ist, schon an Äußerlichkeiten die Verirrung des der Heimat entfremdeten Neffen. ,,Uly! Uly! Ich kenne Dich nicht mehr. In Seide prangst Du, die Pfauenfeder trägst Du stolz zur Schau und schlägst den Purpurmantel um die Schultern; den Landmann blickst Du mit Verachtung an und schämst Dich seiner traulichen Begrüßung." Furchtbar ist die Anklage des Alten: „Jedes Biedermannes Herz ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt, die wir erdulden - Dich allein rührt nicht der allgemeine Schmerz - Dich sieht man abtrünnig von den Deinen auf der Seite des Landesfeindes stehen, unserer Not hohnsprechend nach der leichten Freude jagen, indeß Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet."
Aber auf Uly machen so altmodische Vorwürfe wenig Eindruck. Er hat sich längst eine bequeme politische Theorie zurechtgelegt, die sein Gewissen vollauf beschwichtigt. Auch er will natürlich nur „das Beste seines Volks". Aber ihm dünkt das einzige Heil in der Erfüllung der kaiserlichen Forderungen, in der Unterwerfung unter den feindlichen Willen zu liegen. „Was können wir, ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere? - Vergebens widerstreben wir dem König. Die Welt gehört ihm. Wollen wir allein uns eigensinnig steifen und verstocken, die Länderkette ihm zu unterbrechen, die er gewaltig um uns gezogen? Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein die Kaufmannstraßen. Von seinen Ländern wie mit einem Netz sind wir umgarnet rings und eingeschlossen." Und was schadet schließlich die Unterwerfung? „Wohltat ist’s und weise Vorsicht, in diesen schweren Zeiten der Parteiung sich anzuschließen an ein mächtig Haupt."
Es ist auch das einfachste.

„Es kostete ein einzig' leichtes Wort, um augenblicks des Dranges loszusein und einen gnädigen Kaiser zu gewinnen.” Und Pfui über die Volksverderber, die nach Art dieses alten, sturen Oheims eine Katastrophenpolitik befürworten. ,,Weh’ ihnen, die dem Volk die Augen halten, daß es dem wahren Besten widerstrebt.” - Schließlich ist die große Welt für den Strebsamen doch auch ein würdigeres Betätigungsfeld als die enge Heimat. „Wie, ist’s nicht eine rühmlichere Wahl, zu huldigen dem königlichen Herrn, sich an sein glänzend' Lager anzuschließen, als zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer? In tiefer Seele schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns den Bauernadel schelten.” Die Arbeit in der Heimat erscheint ihm als „gemeines Tagwerk”. Was kann die Heimat schon bieten? „Nichts als den Kuhreihn und der Herdenglocken eintöniges Geläut vernehm' ich hier.”

Vernichtend fertigt der greise Freiherr den seichten Schwätzer ab. Worte von Ewigkeitswert sind es, die er dem Neffen in die Ohren dröhnen läßt:

,,Uly! Uly! Ich erkenne sie, die Stimme der Verführung! Sie ergriff Dein offenes Ohr, sie hat Dein Herz vergiftet! - Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt, verachte Dein Geburtsland! Schäme Dich der uralt frommen Sitte Deiner Väter! Mit heißen Tränen wirst Du Dich dereinst heimsehnen nach den väterlichen Bergen, und dieses Herdenreihens Melodie, mit Schmerzenssehnsucht wird sie Dich ergreifen, wenn sie Dir anklingt auf der fremden Erde. - O mächtig ist der Trieb des Vaterlands! - Geh hin, verkaufe Deine freie Seele, nimm Land zu Lehen, werd` ein Fürstenknecht, da Du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst auf Deinem eigenen Erb' und freien Boden. - O verlaß’ sie nicht, die heilige Sache Deines Vaterlands! - Bist Du so weise?

Willst heller sehn als Deine edlen Väter, die um der Freiheit kostbaren Edelstein mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten? - Sie werden kommen, unsere Schaf und Rinder zu zählen, unsere Alpen abzumessen, den Hochflug und das Hochgewilde bannen in unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum an unsere Brücken,

unsere Tore setzen, mit unserer Armut ihre Länderkäufe, mit unserm Blute ihre Kriege zahlen...

Nein, wenn wir unser Blut dransetzen sollen, so sei's für uns! Wohlfeiler kaufen wir die Freiheit als die Knechtschaft ein. - Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen, das wir entschlossen sind, nicht zu tragen! - O lerne fühlen, welchen Stamms Du bist. Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein die echte Perle Deines Wertes hin! - Das Haupt zu heißen eines freien Volks, das Dir aus Liebe nur sich herzlich weiht, das treulich zu Dir steht in Kampf und Tod, - das sei Dein Stolz, des Adels rühme Dich! Die angebornen Bande knüpfe fest! Ans Vaterland, ans teure, schließ' Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!" Rudenz weiß nichts zu erwidern. Aber unbekehrt, trotzigen Sinnes, eilt der „wahnsinnige Jüngling" davon. „Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl." Er begibt sich nach Altdorf zu Geßler.

Und in erschütternder Klage macht sich der Schmerz des alten Freiherrn Luft, der in der Ohnmacht des Greisenalters den Verfall seines Volkes für unabwendbar halten muß. „O unglückselige Stunde, da das Fremde in diese stillbeglückten Täler kam, der Sitten fromme Unschuld zu zerstören! Das Alte, das Würd'ge scheidet, andere Zeiten kommen, es lebt ein anders denkendes Geschlecht! - Was tu ich hier? Sie sind begraben alle, mit denen ich gewaltet und gelebt. Unter der Erde schon liegt meine Zeit. Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben."

IV.

Aber während der Geburtsadel in der Stunde der Prüfung sich als morsch erweist, seine geschichtliche Aufgabe versäumt und mit dem Feinde paktiert, erzeugt sich aus dem gesunden Blute des Volkes ein neuer Adel.

Werner Stauffacher, ein reicher Bauer aus Schwytz, leidet schwer an dem Bewußtsein der Knechtschaft. Ihm selbst geht es noch vorläufig

gut. Aber er fühlt, „es wankt der Grund, auf dem wir bauten". Er verzehrt sich in trübsinnigem Grübeln; noch hemmt ihm Sorge um Weib und Besitztum die Entschlußkraft. Gertrud, „des edeln Ibergs Tochter", beobachtet den Gatten mit Sorge. Und aus den Kräften ihres guten Blutes, ihres natürlichen Sinnes und ihrer stolzen Erziehung springt der erste Funke des Befreiungsgedankens auf.
„Es täte gut, daß Euer etliche, die's redlich meinen, still zu Rate gingen, wie man des Druck`s sich möcht' entledigen: so acht' ich wohl, Gott wird Euch nicht verlassen und der gerechten Sache gnädig sein." Also spricht sie zum Manne. Seine Bedenken gelten ihr nichts. Die Feinde sind übermächtig? „Ihr seid a u c h Männer, wisset Eure Axt zu führen, und dem Mutigen hilft Gott." Der Krieg ist schrecklich? „Ertragen muß man, was der Himmel sendet; Unbilliges erträgt kein edles Herz." Hab und Gut könnten verloren gehen? „Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt, den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand." Und das eigene Frauenschicksal im Fall des Mißlingens? „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei." - „Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter Dich", mahnt sie den Gatten.
Der hat mit tiefem Erstaunen und freudigster Dankbarkeit das Bekenntnis des edeln Weibes vernommen. Inbrünstig schließt er sie in seine Arme. „Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt, der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten, und keines Königs Heermacht fürchtet er." Mit einem Male ist Mut und Kraft über ihn gekommen. Und sofort steht sein Entschluß fest. Er will nach Uri gehen und seinen Gastfreund, den alten, durch seine Weisheit weithin angesehenen Walter Fürst aufsuchen.
In Fürsts Hause trifft er zugleich den feurigen Arnold, jenen vertriebenen jungen Bauern aus Melchthal an. Aus diesen drei Männern formt sich die erste F ü h r e r g r u p p e . Sie fühlen sich als Vertreter ihrer drei Länder Schwytz, Uri, Unterwalden. „So wie wir drei Männer jetzo unter uns die Hände zusammenflechten, redlich, ohne Falsch, so wollen wir drei Länder auch, zum Schutz und Trutz, zusammenstehen auf T o d u n d L e b e n ."

Sie sind sich klar darüber, daß fremde Hilfe nicht zu erwarten ist. „So muß Gott uns helfen durch unsern Arm.”
Sie wollen hinausgehen ins Volk, „Genossen werben und das Land erregen”. Und dann, in einer bestimmten Nacht, soll jeder von ihnen mit zehn vertrauten Männern sich auf dem Rütli, einer einsam gelegenen Bergwiese, einfinden. „So können wir gemeinsam das Gemeine besprechen und mit Gott es frisch beschließen.”
Der Plan gelingt. Die Werbung unter den Volksgenossen ist von reißendem Erfolg gekrönt. Arnold von Melchthal ist's, der sich am fanatischsten der großen Aufgabe hingibt. Er weiß, woher er sich die Kraft dazu holen kann. In Verkleidung gelangt er zu seinem vom Landvogt geblendeten Vater. Erschütternd ist der Anblick. Aber - ,,da weint" ich nicht! Nicht in ohnmächtigen Tränen goß ich die Kraft des heißen Schmerzes aus. In tiefer Brust, wie einen teuren Schatz, verschloß ich ihn, und dachte nur auf Taten”.
„Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirg’s; kein Tal war so versteckt, ich späht' es aus. Und überall, wohin mein Fuß mich trug, fand ich den gleichen Haß der Tyrannei. Die Herzen alle dieses biedern Volk’s erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte, und unser sind sie all’ mit Herz und Mund. - Die harten Hände reichten sie mir dar, und aus den Augen blitzte freudiges Gefühl des Mut’s, als ich die Namen nannte, die im Gebirg dem Landmann heilig sind.”
Und so findet sich in der verabredeten Nacht die Schar der Auserwählten auf dem Rütli zur „Landgemeinde” zusammen. Zwar längst nicht alle Volksgenossen sind versammelt. Aber mit Recht kann Melchthal sagen: „Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier des Volks, die Besten sind versammelt.”
Als erstes Gesetz wird beschlossen: „Wer von Ergebung spricht an Österreich soll rechtlos sein und aller Ehren bar.” Man ist sich einig darüber, daß es nicht gilt, geheiligte Einrichtungen der Väter mutwillig zu zerstören. Was sich bisher bewährt hat, soll geschont werden. „Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang: die alten Rechte, wie wir sie ererbt, wollen wir bewahren, nicht ungezügelt

nach dem Neuen greifen. - Wir stiften keinen neuen Bund. Es ist ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit, das wir erneuern.”
Dann wird der Plan der allgemeinen Volkserhebung entworfen und durchgesprochen.
Und als die Sonne hinter den Bergen aufgeht, da schwören die versammelten Volksgenossen „den Eid des neuen Bundes”, einen Eid der Einigkeit, der Freiheitsliebe und des Gottvertrauens:
„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.” „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.”
„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.” Noch aber gilt es, bis der Tag der Volkserhebung anbricht, zähneknirschend auszuharren. „Was noch bis dahin muß erduldet werden, erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen anwachsen, bis ein Tag die allgemeine und die besondere Schuld auf einmal zahlt. Bezähme jeder die gerechte Wut und spare für das Ganze seine Rache!” Auf den Tag! heißt die Losung.

V.

Nicht völlig ohne Mißklang ist die Versammlung auf dem Rütli verlaufen. Über den Zeitpunkt der geplanten Volkserhebung hat man gestritten. Zwei Ansichten standen einander gegenüber. Gerade die Angesehensten, Stauffacher und selbst der bedächtige Walter Fürst, waren für sofortiges Losschlagen. Aber Meier aus Unterwalden war anderer Meinung. Er fürchtete die festen Burgen der Vögte in seiner Heimat. Man sollte nach seiner Ansicht erst eine gute Gelegenheit abwarten, um diese Burgen unschädlich zu machen. Ein Landsmann Meiers schlägt vor, bis Weihnachten zu warten. Zu dieser Zeit werden dem Vogt Geschenke in die Burg gebracht, dann wird das Eindringen besonders leicht sein. Man stimmt ab - und siehe da: der Mehrheit dünkt die Gefahr des sofortigen Handelns zu groß. „Ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf” ist dafür, „daß verschoben werde”.

Dieser Mehrheitsbeschluß droht verhängnisvoll zu werden. ,,Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt; zu viele sind’s, die das Geheimnis teilen.” Und wenn auch gewiß kein Verräter unter ihnen ist: „der Eifer auch, der gute, kann verraten”. Zum mindesten: ,,Schiebt man es auf, so wird der Twing vollendet in Altdorf, und der Vogt befestigt sich.” Überdies: auf jeden Fall wird durch den Aufschub die Schreckensherrschaft der Vögte bis Weihnachten verlängert.

Aber die Mehrheit hat entschieden... Fürst, Melchthal und Stauffacher haben sich der Mehrheit gebeugt. Eine der wichtigsten Führereigenschaften fehlt diesen Männern: die eiserne Härte des Willens, die das für richtig Erkannte allen Widerständen zum Trotz unerbittlich durchzusetzen versteht.

E i n e r aber ist dem Rütli überhaupt ferngeblieben. Der B e s t e n einer. Wilhelm T e l l , der Alpenjäger aus Bürglen. Der Mann, der „eitle Rede” verachtet. Der M a n n d e r T a t .

Tell war es, der den flüchtigen Baumgarten vor den verfolgenden Reitern über den sturmdurchwühlten See gerettet hat. Ruodi, der seekundige Fischer, hatte das Wagnis nicht auf sich nehmen wollen. Da hatte Tell dem fruchtlosen Hin- und Hergerede sehr rasch ein Ende bereitet. „In Gottes Namen denn, gib her den Kahn.” - ,,Tröstet mein Weib, wenn mir ’was Menschliches begegnet: ich hab' g e t a n , w a s i c h n i c h t l a s s e n k o n n t e .”

Mit fast ehrfürchtiger Scheu betrachten den Tell seine Landsleute. „Es gibt nicht zwei wie der ist, im Gebirge.” So lautet die Volksmeinung. Ist er etwa der unerkannte, nur geahnte, sich selbst unbewußte F ü h r e r , der dem Schweizervolke mangelt?

Tell, der Hilfsbereite, Tatenfrohe, Todverachtende scheint zunächst dem Schicksal des Ganzen fast gleichgültig gegenüberzustehen. Vergebens bemüht sich Stauffacher, ihn für den ,,Bund” zu gewinnen. ,,Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter”, bemerkt Tell, als ihm die Notwendigkeit des Zusammenschlusses vorgehalten wird. Dem Hinweise Stauffachers „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig” setzt er das kalte Herrenwort entgegen: „Der Starke ist am

mächtigsten allein.” Auf die Synthese, daß nur der Starke an der S p i t z e der verbundenen Schwachen zum Retter werden kann, verfällt keiner der beiden Männer. Und doch ist es ganz gewiß nicht Mangel an Volksgefühl, was Tells Zurückhaltung veranlaßt. Es ist der Gleichmut des instinktsicheren Menschen, der, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf seine Stunde wartet.

Diesem innerlich freien Menschen erscheint die Gewaltherrschaft der Vögte vorläufig fast wie ein unwirklicher Spuk. Er weiß sich den Tyrannen seelisch weit überlegen; seine Begegnung mit Geßler auf einsamem Felsensteg bei der er die Feigheit des Tyrannen mit lächelnder Großmut strafte, hat ihm diese Überlegenheit vollends bestätigt. Er glaubt, dieser Spuk werde von selbst wieder verschwinden. „Die schnellen Herren sind’s, die kurz regieren. - Ein jeder lebe still für sich daheim; dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden. Sie werden endlich doch von selbst ermüden, wenn sie die Lande ruhig bleiben sehen.” Bis dahin glaubt er sein freies, stolzes, gefahrvolles Jägerleben in den Bergen unbehelligt fortsetzen zu können. Ihm ist die Familie bisher unangetastet geblieben. In ihr erlebt er, fern dem Treiben der Vögte, noch immer das ungetrübte Glück des Volkstums. Was soll er sich mit den Volksgenossen zusammensetzen und unfruchtbare Beratungen pflegen über Dinge, die sich gewiß von selbst erledigen werden? Ein solcher Schritt würde seinem innersten Wesen widersprechen, das nur aus unbedingtem Selbstvertrauen, aus ureigenster Entschlußkraft zu leben und zu handeln vermag.

Der weichere Stauffacher versteht ihn nicht. „So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen, wenn es verzweiflungsvoll zur Notwehr greift?” Lächelnd kann ihm der andere erwidern: „Der Tell holt ein verlorenes Lamm vom Abgrund, und sollte seinen Freunden sich entziehn? - Doch was Ihr tut, laßt mich aus Eurem R a t ! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen. Bedürft Ihr meiner zu bestimmter T a t , dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.” So ist er dem Rütli ferngeblieben. Aber nachdem man dort die Befreiung vertagt hat, schlägt seine geschichtliche Stunde.

VI.

Dieser männlichste Mann hat das weiblichste Weib. Bei ihr und den beiden Knaben, die sie ihm geschenkt hat, findet Tell die Ergänzung zu seinem kühnen Berufsleben, ein harmloses, reines, inniges Familienglück. Eines Tages kommt ihm der Gedanke, nach Altdorf zu wandern und dort seinem Schwiegervater Walter Fürst einen kleinen Familienbesuch zu machen. Eine geheimnisvolle Macht scheint ihm diesen so harmlos scheinenden Gedanken eingegeben zu haben und ihn mit stiller Gewalt in den Wirkungskreis Geßlers zu ziehen. Hedwig, sein Weib, ist von ahnungsvoller, scheinbar grundloser Angst gequält. Sie sucht ihn zurückzuhalten. Er lacht sie aus. Gerade des Weibes Verängstigung bestärkt ihn in seinem an sich so gleichgültigen Vorhaben.

Vollends durch den Hinweis auf den grimmen Landvogt erreicht Hedwig das Gegenteil ihrer Absicht. Was kümmert den Tell der Vogt. „Ich tue recht und fürchte keinen Feind.” In der stolzen Selbstsicherheit des guten Gewissens fühlt er sich frei und unantastbar. Zwar weiß er recht wohl, welche Gefühle der Tyrann gegen ihn hegen muß: „Die recht tun, eben die haßt er am meisten, — weil er nicht an sie kommen kann.” Aber was verschlägt’s? Solchem, wie Tell glaubt, ohnmächtigen Haß begegnet der innerlich Freie am besten mit Verachtung. So geht er, den ältesten Sohn an der Hand, arglos von dannen. Alter Gewohnheit getreu, hat er die Armbrust umgehängt.

In Altdorf müssen Vater und Sohn den Marktplatz überqueren, wo der österreichische Herzogshut, jenes Wahrzeichen der Knechtschaft, auf der Stange hängt. Tell kennt die Grußverordnung des Vogtes. Er war dabei, als sie öffentlich verlesen wurde. Aber sie im Ernstfalle zu beachten, kann ihm unmöglich in den Sinn kommen. Durch eine lächerliche, entwürdigende Handlung, durch heuchlerisches Entblößen des Hauptes, eine Gewaltherrschaft anerkennen, von deren Rechtlosigkeit und innerer Hohlheit er in tiefster Seele überzeugt ist? Undenkbar. Er verschmäht es auch, das Wahrzeichen durch einen Umweg zu vermeiden, wie andere. Er, der freie Mann, sollte im eigenen

Lande nicht den kürzesten Weg wählen dürfen? Alberner Gedanke. Den Hut als nicht vorhanden betrachten, das ist die einfache Lösung. Aber was Tell nicht sehen will, bemerkt sein Sohn. „Ei, Vater, sieh' den Hut dort auf der Stange!” ruft er belustigt. „Was kümmert uns der Hut” brummt der Vater. „Komm, laß’ uns gehen.” Indem er friedlich vorbeischreiten will, stellt ihn die Polizei. „In des Kaisers Namen, haltet an und steht!” Er wird verhaftet. Er soll ins Gefängnis. „Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräter!” erklärt Fießhardt, der diensteifrige Scherge, mit erhobener Stimme der zusammengelaufenen Volksmenge. Da wallt der Zorn in Tell auf. „Ich ein Verräter?!” donnert er den Knecht an und packt ihn. „Ihr irrt Euch, Freund”, ruft auch der herbeigeeilte Pfarrer, „das ist der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger!” Es hilft nichts. Er hat die Grußverordnung verletzt. Er ist einzusperren.
Mit lächelnder Gelassenheit verschmäht es Tell, seine Kraft zu gebrauchen. Er ist bereit, mitzugehen, überzeugt, daß sich alles bald in Güte erledigen wird. Unter der Menge befindet sich auch der junge Arnold von Melchthal. Sein Blut kocht über. „Das ist schreiende Gewalt!“ ruft er drohend den Polizeisoldaten zu, „wagt, ihn aus unserer Mitte wegzuführen!” Da verliert die ihrer selbst nicht sichere Polizei die Nerven. „Aufruhr! Empörung! Meuterei!” brüllt Fießhardt aus Leibeskräften. Und das Verhängnis will, daß sein Geschrei an die rechten Ohren dringt. Geßler selbst, der Landvogt, erscheint hoch zu Roß mit Gefolge.
Er läßt sich Bericht erstatten.
„Verachtest Du so Deinen Kaiser, Tell? Dein böses Trachten hast Du mir verraten.” Bei diesen trocknen Worten des Landvogts fühlt Tell, daß es ernst wird. Die Stimme der Klugheit gewinnt in dem listigen Jäger die Oberhand. Er entschuldigt sich mit Unbedachtsamkeit. Er bittet um Gnade. Aber der Vogt hat sich bereits eine Strafe für ihn ausgedacht. In seinem Heiligsten, seinem Familiengefühl seiner Vaterliebe will er den Missetäter treffen. Er stellt ihm eine Zumutung von unerhörter Grausamkeit. Einen Apfel soll Tell vom Haupte des

Sohnes schießen, einen Schuß soll er wagen, der ihn bei der geringsten Unsicherheit zum Mörder des eigenen Kindes machen kann.
Entsetzen ergreift das Volk. Die verhängnisvolle Auswirkung jenes Mehrheitsbeschlusses, der die Volkserhebung bis Weihnachten vertagt hat, wird offenkundig. „O hätten wir's mit frischer Tat vollendet! Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub rieten.”
Tell kämpft einen furchtbaren inneren Kampf. Die Kraft zum Entschluß erwächst ihm schließlich aus der Seele des eigenen Sohnes, der die angeborene Art des freien Schweizers heldenmütig bewährt, dem Pfeile des Vaters gelassen entgegenblickt und es nicht ertragen kann, daß der Großvater Fürst vor dem Tyrannen auf den Knien liegt. Der Knabe ist's, der in kindlicher Einfalt das entscheidende Wort findet: „Dem Wüterich zum Verdrusse schieß' und triff!”
Durch dieses Wort wird in Tell die treibende Kraft des Trotzes entbunden. Der Landvogt bezweckt eine öffentliche Demütigung. Er will, daß Tell vor allem Volke um Gnade winselt oder aber durch Nichtausführung des Befehls Glaubensschwäche offenbart. Diese Absicht gilt es zu durchkreuzen. Der Schuß muß gewagt werden. Gelingt er, so ist der Landvogt besiegt und um seine Hoffnungen betrogen. Mißlingt er und wird das Kind getroffen, so wird Entsetzen Volk und Bewaffnete lähmen, und dieser Augenblick wird auszunutzen sein... Im Gedanken hieran entnimmt Tell seinem Köcher einen zweiten Pfeil.
Der im Herzen geballte Trotz verleiht seiner Hand und feinem Auge Sicherheit. Er schießt. In freudigen Sprüngen überbringt ihm das Kind den gespaltenen Apfel. Vater und Sohn liegen sich in den Armen. Unter heuchlerischer Anerkennung muß Geßler seine schäumende Wut verbergen.
Der Vogt brütet neues Unheil. Er fragt nach dem Zweck des zweiten Pfeiles. Tell macht Ausflüchte. Geßler läßt sie nicht gelten; er sichert dem Tell auf jeden Fall sein Leben zu. Und nun hält das empörte Vaterherz nicht länger an sich. „So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen”, ertönt es drohend. Ein furchtbarer

Blick trifft den Vogt. „Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich - Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.” Nun ist der Vogt vor allem Volk als todeswürdiger Verbrecher gekennzeichnet.

Der Wahrheitskünder wird gefesselt. Als Gefangenen will ihn Geßler über den See mit sich führen nach Burg Küßnacht und ihn dort für immer in den Kerker versenken, „wo weder Mond noch Sonne ihn bescheint”. Mit ungebrochenem Glauben fügt sich Tell der Gewalt. „Mir wird Gott helfen”, lautet sein Abschiedswort.

Die Menge des Volkes aber droht angesichts dieses Terroraktes ein Opfer des Kleinmuts und der Hoffnungslosigkeit zu werden. „Der Tell gefangen!” jammert das Volk, „der beste Mann im Land, der bravste Arm, wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit!” - „Der Mund der Wahrheit ist stumm. Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt - ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder der großen Wüste! Euch gehört das Land. Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!” Es ist seltsam, wie die Schweizer sich erst nach der Gefangennahme Tells, dieses scheinbaren Eigenbrötlers, recht eigentlich führerlos fühlen. „Mit Euch geht unser letzter Trost dahin” rufen die Landleute dem Gefangenen nach. Und selbst der wackere Stauffacher glaubt verzagen zu müssen: „O nun ist alles, alles hin! „Mit Euch sind wir gefesselt alle und gebunden!” Die ganze Hilflosigkeit dieses Schwachgewordenen drängt sich zusammen in dem kleingläubigen Ausruf: „O warum mußtet Ihr den Wütrich reizen!”

VII.

Warum? Warum mußte gerade Tell sich opfern, warum gerade er sich fast mutwillig der Wut des Tyrannen ausliefern? Weil er der Freieste unter den Freien war. Weil er unbeirrbar der inneren Stimme, dem Zwang des Gewissens folgen mußte. Weil sein stolzes Herz ihm verbot, Unrecht schweigend anzuerkennen und sich vor Gewalt zu demütigen. Weil ein unbewußter Führerinstinkt ihn dazu zwang, die Dinge auf die Spitze zu treiben, indem er die Gewaltherrschaft vor aller Öffentlichkeit in ihrer ganzen empörenden Rohheit entlarvte.

Die nun folgenden Ereignisse erteilen die Antwort auf Stauffacher's „Warum". Tell's Auftreten in Altdorf erweist sich in seinen Folgen als die eigentliche Befreiungstat. Sie löst in ununterbrochener Folgerichtigkeit eine Reihe von Ereignissen aus, an deren Ende die Freiheit steht.

Die Gefangennahme des Volkshelden schenkt den Schweizern unversehens einen Führer, den niemand erwartet hat: Ulrich von Rudenz.

Ihm, der den Mahnungen des greisen Oheims Attinghausen taub geblieben war, hat die Geliebte seines Herzens, Berta von Bruneck, die in Außerlichkeiten erstarrte Seele aufgelockert. Das sichere weibliche Gefühl hat diesem Edelfräulein gesagt, daß ein Mann, der sein Volk verläßt, ein Lump und unwürdig ist, ihr Gatte zu werden. Schonungslos hat sie dem Geliebten die Wahrheit gesagt. Den Sklaven Österreichs hat sie ihn genannt, „der sich dem Fremdling verkauft, dem Unterdrücker seines Volks" —- „eher wollt' ich meine Hand dem Geßler selbst, dem Unterdrücker, schenken, als dem naturvergess'nen Sohn der Schweiz, der sich zu seinem Werkzeug machen kann!" — „Die Seele blutet mir um Euer Volk, Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht ihm zum geborenen Beschützer gaben, und der's verläßt, der treulos übertritt zum Feind und Ketten schmiedet seinem Land, Ihr seid's, der mich verletzt und kränkt; ich muß mein Herz bezwingen, daß ich Euch nicht hasse". Aber noch ist die Verirrung wieder gutzumachen. „Das Edle ist nicht ganz erstickt in Euch. Es schlummert nur. Ich will es wecken. Seid, wozu die herrliche Natur Euch machte! Erfüllt den Platz, wohin sie Euch gestellt! Zu Eurem Volke steht und Eurem Lande, und kämpft fiir Euer heilig' Recht!" Wie Schuppen ist's Rudenz von den Augen gefallen. Er hat erkannt, daß ein eitler Wahn ihn betörte. Das Wort „Vaterland" hat wieder Klang für ihn bekommen. „Ach wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's, es fehlte mir zu jedem Glück der Erden".

Aber noch weiß er nicht, „wie die Schlinge lösen, die ich mir töricht selbst um's Haupt gelegt".

Da wird er im Gefolge Geßlers in Altdorf Zeuge des Apfelschusses.
Er hat das aufwühlende Erlebnis, wie der Stolz eines freien Mannes zusammenprallt mit dem verächtlichen Gewaltregiment des Vogtes, wie der Freie, innerlich Unbesiegbare dem Unterdrücker leiblich zum Opfer fällt. In diesem Augenblick zersprengt sein wiedererwachtes Herz die unnatürlichen Fesseln. Er wird zum Bekenner. An dem Anblick des Unerträglichen erzeugt sich aus dem Gesinnungswandel die Tat. Als Anwalt seines Volkes und zugleich als Anwalt des Kaisers, dessen Interesse Geßler so trefflich zu vertreten glaubt, fällt Rudenz auf öffentlichem Marktplatz dem Landvogt in den Arm. Er, der Beamte des Kaisers, verwahrt sich flammend gegen den Mißbrauch kaiserlicher Gewalt und die Mißhandlung seines Volkes. „Des Königs Ehre ist mir heilig; doch solches Regiment muß Haß erwerben. Das ist des Königs Wille nicht —- ich darf's behaupten —- solche Grausamkeit verdient mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht. Ich hab' stillgeschwiegen zu allen schweren Taten, die ich sah; mein sehend' Aug hab' ich zugeschlossen, mein überschwellend' und empörtes Herz hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen. Doch länger schweigen wär' Verrat zugleich an meinem Vaterland und an dem Kaiser. —- Die Binde fällt mir von den Augen — schaudernd seh' ich an einen Abgrund mich geführt — mein freies Urteil habt Ihr irr geleitet, mein redlich' Herz verführt — ich war daran, mein Volk in bester Meinung zu verderben". Wie aber Geßler als Vorgesetzter den unbequemen Untergebenen zurechtzuweisen versucht, schallt ihm der Bescheid zurück: „Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr". Und vor seine Füße fällt, von Rudenz geschleudert, der Fehdehandschuh.
Der glückliche Schuß Tell's beendet das Zwischenspiel. Aber nach Tell's Gefangennahme trifft die Rache des Vogtes auch den jungen Edelmann. An ihn selbst zwar wagt sich der feige Gewaltmensch nicht heran. Aber die Braut, in der sein Spürsinn wohl die Erweckerin des Jünglings erkannt hat, läßt er entführen und festsetzen. Da reift urplötzlich des Edelmannes Entschluß. Er eilt zu den Bauern.

So führt Tell’s aufrüttelnde Tat geradenweges zur Versöhnung der Stände. Um das Lager des sterbenden Freiherrn von Attinghausen sind die Bauern versammelt. In dumpfer Hoffnungslosigkeit erwartet der Greis sein Ende. Das Verantwortungsgefühl des wahren Edelmannes gegenüber seinen Volksgenossen läßt ihm keine Ruhe. „Vaterlos laß’ ich Euch alle, alle zurück. — Weh’ mir, daß meine letzten Blicke den Untergang des Vaterlands gesehen”. Die Bauern jammert die Seelenqual des Sterbenden. Sie entdecken ihm, was sie auf dem Rütli beschlossen und beschworen haben. „Es wird gehandelt werden, eh’ noch das Jahr den neuen Kreis beginnt. Euer Staub wird ruhen in einem freien Lande. Hohl ist der Boden unter den Tyrannen; die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt, und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.”
Mit tiefem Erstaunen vernimmt der alte Freiherr, daß der Landmann allein sich ,,solcher Tat verwogen, aus eigenem Mittel, ohne Hülf' der Edeln”. Vor dem brechenden Auge des alten Junkers enthüllen sich die tiefsten Geheimnisse der Volkskraft. Er erkennt, daß nicht der Geburtsadel allein und für alle Zeiten zur Führerschaft eines Volkes berufen ist; daß die Not der Zeiten aus einem gesunden Volk immer neues Edelmenschentum hervortreibt. „Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr. Getröstet können wir zu Grabe steigen. Es lebt nach uns - durch andere Kräfte will das Herrliche der Menschheit sich erhalten. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.”
In Walter Tell, dem stolzen Knaben, der seinen edeln Sinn in Altdorf bewiesen hat, erblickt der Greis die lebendige Gewähr für das Emporblühen jenes neuen, ursprünglichen Adels. Segnend legt er die Hand auf das Haupt des Kindes. „Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag, wird Euch die neue, bessere Freiheit grünen.”
Zugleich aber nimmt der Freiherr die tröstliche Gewißheit mit ins Grab, daß auch der Erbadel nicht völlig vom Schicksal verworfen ist, daß auch aus ihm noch Kräfte der Erneuerung hervorbrechen können. Man berichtet ihm, daß der abtrünnige Rudenz nun doch noch

,,sein Herz gefunden” und in Altdorf mit Heldenkühnheit für sein Vaterland gesprochen hat.
So umschwebt die letzten Augenblicke des Greises das erhabene und beglückende Bild der wiederhergestellten Volksgemeinschaft. Ihre Erhaltung legt er den Volksgenossen als heiliges Vermächtnis an’s Herz. ,,Haltet fest zusammen - fest und ewig - seid einig - einig – einig-.“ Zu spät erscheint Rudenz, um den Oheim noch mit Worten Abbitte leisten zu können. Er findet nur noch seine sterbliche Hülle vor. Aber der Anblick des Verblichenen verstärkt in ihm das bereits erwachte Gefühl heiliger Verpflichtung und spornt seine Seele zum Entschluß. Er kniet nieder. „Entseelter Leichnam! Hier gelob’ ich Dir’s in deine kalte Totenhand - zerrissen hab' ich auf ewig alle fremden Bande. Zurückgegeben bin ich meinem Volk. Ein Schweizer bin ich, und ich will es sein von ganzer Seele!” Nun wird er den Willen des Verstorbenen vollstrecken. „Es steigt sein Herz, sein Geist auf mich herab, und leisten soll Euch meine frische Jugend, was Euch sein greises Alter schuldig blieb.” Stürmisch hascht er nach den Händen der Bauern, um ihnen Treue zu geloben.
In dem jungen Melchthal aber lebt noch ein Rest von Groll und Mißtrauen. Er zögert, die gebotene Hand zu ergreifen. „Ihr habt den Landmann nichts geachtet... Sprecht, wessen soll man sich zu Euch versehen?” Da erinnert Stauffacher an das letzte Wort des Freiherrn. Und der junge Bauer kämpft seinen Groll zu Boden. „Hier ist meine Hand! Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch ein Manneswort!” Aber noch immer fürchtet er, insgeheim verachtet zu werden, und fügt darum bedeutungsvoll hinzu: „Was ist der Ritter ohne uns? Und unser Stand ist älter als der Eure!” - „Ich ehr’ ihn”, erwidert Rudenz, „und mein Schwert soll ihn beschützen.” Doch die Antwort befriedigt Arnold von Melchthal nicht. „Der Arm, Herr Freiherr, dem die harte Erde sich unterwirft und ihren Schoß befruchtet, kann auch des Mannes Brust beschützen.” Da findet Rudenz endlich das erlösende Wort: „Ihr sollt meine Brust, ich will die Eure schützen. So sind wir einer durch den andern stark.”

Und nun erfahren die Bauern, daß Rudenz um das Geheimnis ihres Rütli-Bundes weiß. Mit Schrecken müssen sie erkennen, daß ihr Befreiungsplan unrettbar hätte scheitern müssen, wenn Rudenz zum Verräter geworden wäre. Jetzt aber läßt das Gefühl überkommener Verpflichtung den jungen Edelmann zu echtem Führertum emporwachsen. ,,Übel tatet Ihr, es zu verschieben, die Stunde dringt, und rascher Tat bedarf's. Der Tell ward schon das Opfer eures Säumens. Wartet Ihr ab, - i c h h a n d l e." - „Was? Ihr wolltet -?" ruft in halb ungläubigem Entzücken Arnold von Melchthal. Stauffacher und Fürst aber tragen noch Bedenken, den beschworenen Plan zu ändern. Erst als Rudenz ihnen offenbart, daß auch er selber ihrer Hilfe bedarf, daß es gilt, das geraubte Edelfräulein zu befreien, eh' es zu spät ist, - erst da ist der bäuerliche Widerstand bezwungen. In edler Selbstüberwindung gibt Melchthal, der stolze Bauer, die Losung f r e i w i l l i g e r U n t e r o r d n u n g . Mit Feuer ruft er dem Edelmanne zu: ,,K o m m t , f ü h r t u n s a n ! W i r f o l g e n E u c h !"

Durch kühnen Handstreich wollen Rudenz und Melchthal die Burgen bezwingen. Stauffacher und Fürst erhalten den Befehl, sich als Rückhalt bereitzuhalten: ,,Bewaffnet und zum Werk bereit, erwartet Ihr der Berge Feuerzeichen; denn schneller als ein Botensegel fliegt, soll Euch die Botschaft unseres Sieg's erreichen. Und seht Ihr leuchten die willkommenen Flammen, dann auf die Feinde stürzt wie Wetters Strahl und brecht den Bau der Tyrannei zusammen."

VIII.

Wird das Wagnis gelingen? Die Begeisterung und Entschlossenheit der jungen Führerschaft bietet gewiß die besten Hoffnungen. Aber die Stellung der Gewalthaber ist unheimlich stark. Und unter ihnen ist einer, dessen Entschlossenheit hinter der der Freiheitskämpfer keinesfalls zurücksteht, einer, dessen eiskalte Berechnung den jungen Stürmern schwerste Gefahr droht. Schon auf dem Rütli hat Stauffacher sorgenvoll gesprochen: „Nur mit dem G e ß l e r fürcht ich schweren Stand. Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben; nicht ohne Blut räumt er

das Feld, ja, selbst vertrieben, bleibt er furchtbar noch dem Land.” Und inzwischen hat dieser gefährlichste Feind noch Wilhelm Tell, den Besten des Landes, als Geisel in seine Gewalt bekommen.

Aber wirklicher Glaube wird nicht zuschanden. Nicht umsonst hat Tell dem Himmel vertraut. Als Geßler ihn als Gefangenen zu Schiff über den See fuhr, erhebt sich ein wütendes Unwetter. Der Landvogt und seine Leute fühlen sich der Wut der Elemente gegenüber hilflos. Geßler weiß keinen Rat, als den Gefangenen loszubinden und ihm das Steuer anzuvertrauen. Der weiß den Augenblick zu nutzen. Nahe dem Ufer steuernd, erspäht er eine Felsenplatte. Mit schier unmenschlicher Kraftanstrengung schwingt er sich hinauf, zugleich mit dem Fuße das Schiff in die Wellen zurückstoßend. Nun ist er frei. Und nun beseelt ihn nur noch ein Gedanke: G e ß l e r m u ß s t e r b e n . Entrinnt er dem tobenden See, dann muß Menschenhand das Notwendige vollbringen. Die Beseitigung des Todfeindes ist unter den gegebenen Umständen selbstverständliche P f l i c h t . Der Landvogt wird nun die Frucht seiner Schreckenssaat ernten.

„Ich lebte still und harmlos”, darf Tell sagen, „das Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet. D u hast aus meinem Frieden mich herausgeschreckt; in gährend Drachengift hast Du die Milch der frommen Denkart mir verwandelt, zum Ungeheuren hast Du mich gewöhnt. - Die armen Kindlein, die unschuldigen, das treue Weib, muß ich vor Deiner Wut beschützen, Landvogt! - Als Du mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen, damals gelobt’ ich mir mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört, daß meines nächsten Schusses erstes Ziel Dein Herz sein sollte. Was ich mir gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen, ist eine h e i l i g e S c h u l d - ich will sie zahlen.- Nicht der Kaiser hätte sich erlaubt, was Du. Er sandte dich in diese Lande nicht, um Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen. Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.”

Als er hört, daß der Landvogt dem See entronnen ist, legt sich Tell bei Küßnacht an der hohlen Gasse, die Geßler passieren muß, in den Hinterhalt. Mit Jägerlist, wie ein wildes Tier wird er den Tyrannen

erlegen. Seinem schlichten Herzen liegt es fern, sich in diesem Augenblick vor sich selber als Volksbefreier zu brüsten. Nur für Weib und Kinder glaubt er zu handeln. Aber ehe die Tat geschieht, führt ihm das Schicksal eindringlich vor Augen, daß das Wohl des ganzen Volkes Geßlers Beseitigung erfordert. Armgart, eines geringen Mannes Weib, erwartet als Bittstellerin den Landvogt. Die Verzweifelte wirft sich dem Tyrannen zu Füßen. Aus ihrer schrillen Klage und Anklage tönt der ganze Jammer eines getretenen und geschundenen Volkes. „Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Mein Mann liegt im Gefängnis; die armen Waisen schreien nach Brot - habt Mitleid, gestrenger Herr, mit unserm großen Elend! Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz, bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben! Schon in dem sechsten Mond liegt er im Turm und harret auf den Richterspruch vergebens. - Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter im Lande an des Kaisers Statt und Gottes. Tu' Deine Pflicht!” Des Vogtes zornige Drohungen verfangen bei dem gequälten Weibe nicht mehr. Sie greift seinem Pferd in die Zügel. „Wir sind so grenzenlos unglücklich, daß wir nichts nach Deinem Zorn mehr fragen.” Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen vor die Hufe des Rosses. „Hier lieg’ ich mit meinen Kindern. - Laß’ die armen Waisen von Deines Pferdes Huf zertreten werden! Es ist das Ärgste nicht, was Du getan - tratest Du doch längst das Land des Kaisers unter Deine Füße! - Wär’ ich ein Mann, ich wüßte wohl ’was Besseres als hier im Staub zu liegen.” -

Noch einmal ergießt sich der Unterdrückungswille des Gewalthabers in Worte zynischer Niedertracht. „Ein allzu milder Herrscher bin ich noch gegen dies Volk - die Zungen sind noch frei - es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt - doch es soll anders werden - ich will ihn brechen, diesen starren Sinn, den kecken Geist der Freiheit will ich beugen, - ein neu' Gesetz will ich in diesen Landen verkündigen - ich will -.”

Doch es ist aus mit der Gesetzemacherei. Aus mit den Knebelungsverordnungen. Ein Pfeil hat den Landvogt ins Herz

getroffen. Sein Gewissen nennt ihm den Schützen. „Das ist Tells Geschoß.” Sterbend sinkt er vom Pferde. Auf der Höhe des Felsens aber erscheint der Vollstrecker der göttlichen Rache. Jetzt weiß er, daß er sein Volk befreit hat, und triumphierend ruft er dem verröchelnden Tyrannen zu: „Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor Dir, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden.”

Des zusammengeströmten Volkes aber bemächtigt sich ein Taumel der Freiheit. Vergebens mühen sich die Begleiter des erschossenen Vogtes, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen ,,Euer Walten hat ein Ende!” schreit es ihnen entgegen, „der Tyrann des Landes ist gefallen! Wir erdulden keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen! Das Land ist frei!”-

Inzwischen flammt unter Ulrichs von Rudenz Führung auch in allen anderen Teilen des Landes die Volkserhebung empor. Rudenz selbst erstürmt „mit männlich kühner Wagetat” das Sarner Schloß, nachdem Arnold von Melchthal tags zuvor den Roßberg eingenommen hat. Gemeinsam retten der Bauer und der Edelmann das Fräulein von Bruneck aus den Trümmern der brennenden Burg. Feuersignale und Glocken verkünden durch's ganze Land, daß die Feinde verjagt, die Burgen erobert sind. Geflohen ist der Landenberger, er hat geschworen, nie zurückzukehren. Jubelnde Freude erfüllt das Land.

Aber der weise Walter Fürst mahnt zur Besonnenheit. „Das Werk ist angefangen, nicht vollendet. Jetzt ist uns Mut und feste Eintracht Not. Denn seid gewiß, nicht säumen wird der König, den Tod zu rächen seines Vogts, und den Vertriebenen mit Gewalt zurückzuführen.”

Die Mahnung ist berechtigt. Die göttliche Macht aber erspart dem Schweizer Volke, dessen Echtheit sich so wundervoll bewährt hat, noch weitere Prüfungen. Kaiser Albrecht, der Urheber aller Bedrückung, wird von einem ehrgeizigen Neffen, den er in seinen Rechten gekränkt hat, dem Herzog Johann von Schwaben, ermordet. Durch seinen Tod entgleitet die Kaiserkrone dem Hause Österreich. Mit Dank und Freude vernehmen die Schweizer, daß ein Luxemburger zum Kaiser gewählt ist. „Jetzt ist zu hoffen auf Gerechtigkeit.

Er wird uns schirmen gegen Österreichs Rache.” Jetzt dürfen die Schweizer mit gutem Gewissen den Sieg feiern. Sie begehen dies Fest im Zeichen der Volksgemeinschaft. Der Bauer Seite an Seite mit dem Edelmann. Berta von Bruneck, die nun dem Rudenz die Hand zum Ehebunde reicht, gibt ein schönes Beispiel sozialer Gerechtigkeit. In Anerkennung der Tatsache, daß auch die Hörigen bei der Befreiung des Landes wacker mitgeholfen haben, erklärt sie alle ihre Knechte für frei.

Den Tell aber zieht es nicht nach der lauten Freudenfeier. Er fühlt nicht das Bedürfnis, den Dank der Menge einzuheimsen. Die Wiedervereinigung mit Weib und Kindern und das stolze Bewußtsein erfüllter Pflicht sind ihm Lohnes genug. Aber die Dankbarkeit des Volkes verlangt nach seinem Anblick. ,,Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen, der u n s e r e r F r e i h e i t S t i f t e r i s t ? Das Größte hat e r getan, das härteste erduldet. Kommt alle, kommt, nach seinem Haus zu wallen, und rufet Heil dem Retter von uns allen.” Das befreite Volk huldigt seinem Helden.

IX.

Ein gesundes Volk läßt sich nicht knechten. Sein natürlicher Freiheitswille durchbricht alle Dämme, mit denen ein volksfremder Machtwille es einzuschließen sucht. Wo die angestammten Führer versagen, erzeugt es sich neue Führer aus seinem Blute. Wo im faulen Frieden die Volkseinheit Risse und Sprünge erlitten hat, da schafft die gemeinsame Not neue, eiserne Geschlossenheit. Ein innerlich einiges Volk, das sich von seinem Besten geführt weiß, wird niemals verzweifeln. Es wird den furchtbarsten Zwingmauern, mit denen ein übermächtiger Feind es zeitweilig umschließen mag, stets das Glaubenswort entgegensetzen:

„W a s H ä n d e b a u t e n , k ö n n e n H ä n d e s t ü r z e n .” Und aus solchem Glauben wird ihm Sieg und Freiheit erblühen.

Volk und Herrscher

(Demetrius.)

„Dein bester Schirm ist Deines Volkes Herz. Die besten Waffen wird Dir Rußland geben. - Zeiget Euch als Moskaus wahrer Sohn, indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten. Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande. - So wie Du heute vor dem Reichstag sprachst, so rede dort in Moskau zu den Bürgern. Ihr Herz erobere Dir und Du wirst herrschen.” Der vielerfahrene Polenkönig Sigismund spricht's zu Demetrius, der in den Kampf zieht, um sich das russische Reich zu gewinnen. Der Jüngling erobert das Land, doch nicht des Volkes Herz, und - scheitert.

I.

Über das weite russische Reich herrscht der gewaltige Boris Godunow. Einst Minister des schwachsinnigen, kinderlosen Zaren Feodor, hat er sich nach dessen Tode mit dem Rechte des Starken auf den Thron geschwungen. Aber nur durch ein Verbrechen konnte er sich die Bahn freimachen. Noch lebte ein Sohn des früheren Zaren Iwan, der Knabe Dmitri. Ihn, den echten Thronerben, hat Boris beseitigen lassen. Bei einem Brande des Schlosses Uglitsch ist der Prinz verschwunden und, wie man annimmt, ein Raub der Flammen geworden.

,,Zar Boris herrscht mit Ansehen und mit Kraft.” Zwar ist er ein Emporkömmling; „aber seine Taten sind ihm statt der Ahnen”... Zwar ist er ein Mörder; aber nun, da er das Zepter ergriffen hat, ist er entschlossen, seine innere Berufung zum Herrschertum zu erweisen.

Ein ,,wahrer Vater des Volks” will er sein. Er, dessen selbstische Herrschsucht bedenkenlos einen Mord in Kauf nahm, will nunmehr das Gemeinwohl zum obersten Gesetz seines Handelns erheben.

Aber unverscheuchbar, wie ein gespenstischer Schatten, steht das Verbrechen, das ihn auf den Thron hob, ein unvertilgbares Wahrzeichen seiner Ichsucht, zwischen ihm und dem Volke. Keine Herzensneigung verbindet die frommen Russen mit diesem ,,Vater”. Man kann ihn nicht

lieben, nur fürchten. Und diese Furcht ist nicht grundlos. Die dunklen Flecken lassen sich von der Seele des Zaren nicht abwaschen. Er ist „dem Lande gegenüber ein schätzbarer Fürst”, und bleibt dennoch im Grunde des Herzens Despot. Immer wieder trübt sein unsauberes Gewissen den guten Vorsatz der Uneigennützigkeit. So oft er sein Ich betroffen oder gefährdet glaubt, wird Boris ,,argwöhnisch, rachsüchtig und grausam”.

Wohl gedeiht unter ihm der äußere Wohlstand des Volkes, wohl herrschen Ruhe und Ordnung im Lande, wohl hat er durch Vertrag mit dem polnischen Erbfeind für zwanzig Jahre den Frieden gesichert. Dennoch lastet dieser Zar wie ein Albdruck auf Land und Volk. Das Gefühl der Geborgenheit und Zufriedenheit kann in einer Bevölkerung, die ihren Herrscher nur fürchtet, nicht aufkommen. Dumpf fristet das russische Volk sein Dasein; wahres L e b e n vermag es unter dem Zepter des gekrönten Mörders nicht zu entfalten.

In Klostereinsamkeit verbannt führt Marfa, des Zaren Iwan leidenschaftliche Witwe, die Mutter des verschollenen Dmitri, ein erstarrtes, freudloses Dasein. Wie ein Kleinod pflegt sie den Schmerz um ihren Sohn und harrt in unheimlicher Stille auf den Tag der Vergeltung. „Ich will mich nicht beruhigen, will nicht vergessen. Das ist eine feige Seele, die Heilung annimmt von der Zeit, Ersatz für`s Unersetzliche. Mir soll nichts meinen Gram abkaufen.

Wie des Himmels Gewölbe ewig mit dem Wanderer geht, so geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle; er schließt mich ein, wie ein unendlich' Meer, nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig’ Weinen.” In Marfas Seele ist die stille Empörung eines Volkes, dem man durch ruchlose Gewalttat sein Heiligstes genommen hat, gleichsam zu lebendigster Stärke zusammengeballt. Denn als heilig, von Gott eingesetzt gilt den Russen der angestammte Zar. Und wir ahnen, daß das Volksgericht über den Frevler, der die gottgewollte Folge der Herrscher durch Mordtat zu durchbrechen gewagt hat, vernichtend sein wird, wenn ein Funke eines Tages die vorläufig noch gebundenen Kräfte zur Entladung bringt.

II.

Inzwischen wächst in einem russischen Kloster ein edelgearteter Jüngling heran. Mit zunehmenden Jahren wird ihm „der strenge Klosterzwang” mehr und mehr zur Qual. „Der engen Pfaffenweise widerstand der mut’ge Geist, und dunkel mächtig in den Adern empörte sich das ritterliche Blut.” Der Jüngling entflieht - nach Polen. Mnischek, der Woiwode von Sendomir, der reichste und mächtigste Mann im polnischen Reiche, nimmt den russischen Flüchtling gastlich auf in sein Fürstenhaus und erzieht ihn ,,zu der Waffen edlem Dienst”.

Der junge Russe wird von Liebe zu des Woiwoden schöner Tochter Marina erfaßt. Und bald erwacht auch das Interesse dieser leichtfertigen, nach Abwechslung, Glanz und Größe dürstenden Polin für ihn.

Durch eine anscheinend wunderbare Fügung entdeckt man bei dem Jüngling Merkmale und Erkennungszeichen, die übereinstimmend darauf deuten, daß er der vermeintlich ermordete Dmitri, der rechtmäßige Erbe der russischen Krone sei. Eine Urkunde findet sich, die berichtet, daß der mit der Ermordung Dmitris beauftragte Diener den zarten Prinzen heimlich aus dem brennenden Uglitsch in ein Kloster gerettet habe. Die schier erdrückende Fülle der Beweise trifft sich seltsam mit dunkeln Kindheitserinnerungen, die jetzt in dem Jüngling wieder lebendig werden. Wie Schuppen scheint es ihm von den Augen zu fallen. Begeistert berichtet er später von dem gewaltigen Erlebnis dieser Stunde: ,,Vor mir stand mit leuchtender Gewißheit, ich sei des Zaren totgeglaubter Sohn. Es lösten sich mit diesem einzigen Wort die Rätsel alle meines dunkeln Wesens. Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich sind, in tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen fühlt’ ich in mir das königliche Blut. Und eher will ich's tropfenweis verspritzen, als meinem Recht entsagen und der Krone.”

Er fühlt die angeborene Kraft in sich, der großen Aufgabe, die ihm der Himmel gestellt zu haben scheint, in edelster Weise gerecht zu werden. So ist er völlig durchtränkt von der Überzeugung, auf die Herrschaft über Rußland ein menschliches und göttliches Recht zu haben.

Mit dem Gedanken an sein eigenes, ihm vorenthaltenes Herrscherrecht verbindet sich die sittliche Empörung über den Mörder, der sich auf Grund eines Verbrechens die Herrschaft über ein großes Volk angemaßt hat. Es ist dem hochgesinnten Jüngling ganz selbstverständlich, daß unter diesen Umständen die Verwirklichung seines eigenen Rechtes zugleich die längst fälligen Ansprüche der Allgemeinheit verwirklicht. „Es ist die große Sache aller Staaten und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist, und jedem auf der Welt das Seine werde. Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert, da freut sich jeder sicher seines Erb's, und über jedem Hause, jedem Thron schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache. Gerechtigkeit heißt der kunstreiche Bau der Weltgebäudes, wo alles eines, eines alles hält, wo mit dem einen alles stürzt und fällt!"

Dieses überwältigende Vollgefühl, für ein sittliches Grundgesetz der Schöpfung kämpfen zu müssen, erfüllt den jungen Helden mit lodernder Begeisterung. Die Tatsache dagegen, daß er ein Russe ist und jenes sittliche Gesetz zum Wohle des eigenen Volkes verwirklichen soll, tritt in seinem Gefühlsleben vorerst ganz in den Hintergrund. Kein Wunder bei einem Manne, der in der Abgeschiedenheit des Klosters und später am Hofe des Polenfürsten jeder Gemeinschaft mit dem angestammten Volkstum beraubt gewesen ist. Unbewußt bleibt ihm zunächst auch die gefährliche weitere Triebkraft, die sich unter dem zweifellos echten Gerechtigkeitsfanatismus des Jünglings lauernd verbirgt: der Ehrgeiz und Machtwille seines feurigen Herzens.

In dem ehrlichen Glauben, nur das Erhabenste zu erstreben, sucht er nach äußeren Machtmitteln, um sein Recht und damit zugleich den sittlichen Gedanken der Gerechtigkeit zum Siege zu führen. Am Hofe des Woiwoden findet er bereitwillige Ratgeber. Was liegt näher, als daß er Polen, sein zweites Vaterland, um Hilfe für sein Unternehmen angeht?

Sein Entschluß ist alsbald gefaßt. Als Prinz Demetrius tritt er, Waffenhilfe heischend, vor den in Krakau versammelten polnischen Reichstag.

III.

„Hier in der Polen Land regiert die Freiheit”, bemerkt voll bitterer Ironie der greise Sigismund, der als hilfloser Scheinkönig die Spitzenverzierung der polnisch-litauischen ,,Adels”-Republik bildet. Tatsächlich herrscht in dieser ,,erlauchten Republik” die Zügellosigkeit und Willkür der Reichen. Es ist eine Plutokratie übelster Art. Um die überreich begüterten, in Gold schwimmenden Woiwoden schart sich ein breites adliges Proletariat von tiefster sittlicher Verkommenheit. Diese anspruchsvollen ,,freigeborenen” Bettler wollen genießen, aber nicht arbeiten. Ein nichtstuerisches Leben in Saus und Braus, das ist das einzige Ideal dieser leichtsinnigen, beutelüsternen Schmarotzer. Sie umschwärmen die Tische der begüterten Machthaber und lauern auf die Bissen, die deren Freigebigkeit ihnen zuwirft. Ohne Scham lassen sie sich von den Mammonsbesitzern aushalten und sind dafür zu allen, auch den zweifelhaftesten Gegendiensten bereit. Mit Vergnügen folgt ihre ,,leichtberittene Schar” den Patronen auf ihren Kriegsfahrten, wofern es dabei Beute zu machen gibt. In wilder Verschwendung wird dann das Ergatterte verpraßt. Dieses adlige Lumpenproletariat hat Sitz und Stimme im Reichstag. Gleichberechtigt mit den Woiwoden und Kastellanen und den hohen geistlichen Würdenträgern, in scheinbarer ,,Freiheit” dürfen diese Abhängigen dort verantwortliche Mitregierung mimen. In Wirklichkeit sind sie alle bestochen. Keiner von ihnen denkt daran, im Reichstag nach seinem Gewissen zum Wohle des Volkes zu wirken. ,,Bekümmert sich um’s Ganze, wer nichts hat? Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl? Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt, um Brot und Stiefel sein Stimm’ verkaufen.” So wird der Reichstag dieser „edlen Republik” der würdige Ausdruck eines von Eigennutz zerfressenen Staates, eines durch Geldanbetung verderbten Volkes.

König Sigismund, der nach seinem eigenen kleinlauten Geständnis „über reichere Vasallen gebietet als er selbst", ist nur ,,an G l a n z der Höchste”. Als Diener des Staates darf er nicht handeln. Er muß nach seinem eigenen Wort ,,des mächtigen Adels Diener sein”. Wehe, wenn er den Versuch wagt, durch Stärkung seiner Macht eine dem Ganzen dienende Zentralgewalt zu schaffen! Alsbald empört sich der in seiner ,,Freiheit” bedrohte Geldadel. Er bewaffnet das „freie” Lumpenproletariat und zwingt mit seiner Hilfe den König, auch weiterhin den Standesinteressen der Reichen zu dienen.

Eine solche Auseinandersetzung hat gerade jetzt wieder in Polen stattgefunden. Um sie zu schlichten, hat man den Reichstag einberufen. „Stürmevoll” ist er verlaufen. Der König hat, wie gewöhnlich, klein beigeben müssen. Nur ungern willigt der beutegierige Adel darein, sich zu entwaffnen.

In diesem Augenblick tritt Demetrius vor das hohe Haus.

Sein Erscheinen ist wohlvorbereitet. Ein abgekartetes Spiel, ein schlau inszeniertes Theater soll der Welt vorgeführt werden. Die Drahtzieherin dieses Puppenspiels aber ist Marina, die Tochter des allmächtigen Woiwoden.

Sie hat die Laune, russische Zarin zu werden. Demetrius, den sie in Liebesbanden hält, erscheint ihr als das geeignete Werkzeug. ,,Mag er der Götterstimme folgen, die ihn treibt! Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt. Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren, die eine Mutter großer Taten ist. Wir aber müssen hell sehen, müssen handeln.

Er gibt den N a m e n , die Begeisterung; wir müssen die Besinnung für ihn haben. Und haben wir uns des Erfolgs versichert mit kluger Kunst, so wähn’ er immerhin, daß er aus Himmels Höhen ihm zugefallen.”

Den mächtigen Vater, der sie abgöttisch liebt, hat Marina ohnehin in der Tasche. Mit ernster Sorge zwar erfüllt ihn die Zumutung, seinen ganzen Reichtum auf ein Unternehmen zu setzen, dessen Erfolg immerhin unsicher ist. Nicht ohne gelindes Grauen hört er von dem Plane der Tochter, als Zarin ein Stück polnischen Landes an Rußland zu schlagen

und sich auf Kosten der eigenen Heimat zu bereichern. Aber das leichte Fräulein plaudert ihm alle Bedenken hinweg.
Als Sprecher für den Reichstag hat sie sich Odowalsky ausgesucht, einen bettelarmen, aber großsprecherischen Edelmann, der ihr blind ergeben ist und von ihrem Vater ausgehalten wird.
Im übrigen hat das Geld des Vaters unter den Mitgliedern des Reichstages gut vorgearbeitet. Zudem trifft es sich günstig, daß die Interessen der verschiedenen Machtgruppen mit Marinas Plänen durchaus übereinstimmen. Die Masse der Adligen erhofft von einem Kriege mit Rußland reiche Beute. Der König sieht es nicht ungern, wenn die Habsucht und Streitlust der Edelleute von seiner Person auf das Ausland abgelenkt wird. Die römische Geistlichkeit aber steht dem Gedanken eines Kreuzzuges in das griechisch-katholische Nachbarland ohne weiteres mit voller Sympathie gegenüber.
So verspricht die Reichstagskomödie einen programmäßigen Verlauf zu nehmen. Als Verschwendung fast erscheint die feurige Beredsamkeit und staatsmännische Gewandtheit, die der ahnungslose Demetrius aufbietet, um das hohe Haus von seinem Recht zu überzeugen und für seine Sache zu gewinnen. Mit heuchlerisch bewegter Stimme gibt sich als erster der Erzbischof von Gnesen vor „so vieler Zeugnisse vereinter Kraft” überwunden und erkennt die Echtheit des Demetrius an. Alles beeilt sich, ihm zuzustimmen, und bald hallt der Saal wider von dem vielhundertstimmigen Rufe: „Krieg! Krieg mit Moskau!”
Ein einziger Mann aber findet sich doch im Reichstage, dem das Verantwortungsgefühl vor seinem Volke den Ekel hochsteigen läßt bei diesem Spiele, das er restlos durchschaut. Fürst Leo Sapieha ist gewiß kein Friedensapostel aus Grundsatz. Aber zu dulden, daß sein Volk dem Eigennutz von Ehrgeizlingen und Beutejägern zuliebe in einen für das Ganze zwecklosen Krieg gestürzt wird, — das ist ihm unmöglich. Voll Leidenschaft verlangt er das Wort.
Mit allen Mitteln versucht man, den verantwortlichen Mahner mundtot zu machen.

Der großmäulige Odowalsky verdächtigt ihn des geheimen Einverständnisses mit Rußland, indem er seinen Vorstoß mit der verlogenen Phrase von der Polenfreiheit verbrämt. „Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf die Wahrheit wandeln mit erhabenem Haupt.”

Aber Sapieha läßt nicht locker. Man versucht ihn niederzubrüllen. Mit bedauerndem Achselzucken verweist der präsidierende Großmarschall auf seine Unfähigkeit, ihm in diesem Lärmen und Toben Gehör zu verschaffen. Da platzt dem Fürsten die Geduld. „Was! Der Marschall auch bestochen? Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr? Werft Euren Stab hin und gebietet Schweigen! Ich fordr’ es, ich begehr’s und will’s!” Erschreckt gehorcht der Marschall, und der Tumult legt sich. Nun erinnert Sapieha an den feierlich beschworenen Friedensvertrag, den er als Vertreter Polens mit dem Zaren Boris geschlossen hat und der von Rußland treu gehalten worden ist. „Was ist beschwor’ne Treu? Was sind Verträge, wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?”

Er erhält von Odowalsky eine Antwort, durch deren köstliche, freilich ungewollte Selbstironie das verantwortungslose Parlament sich selber das Urteil spricht: „Was kümmert Euer Vertrag uns! Damals haben wir so gewollt, und heute wollen wir anders!”

Nun aber reißt Sapieha erbarmungslos den Volksverderbern die Maske vom Gesicht. „Ist’s dahin gekommen? Will sich niemand erheben für das Recht? Nun, so will ich’s. Zerreißen will ich das Geweb’ der Arglist; aufdecken will ich alles, was ich weiß.” Mit beißendem Sarkasmus nimmt er sich die Würdenträger der Reihe nach vor. „Ehrwürdiger Primas! Wie? Bist Du im Ernst so gutmütig oder kannst Dich so verstellen? Seid Ihr so gläubig, Senatoren? König, bist Du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen, daß Ihr ein Spielwerk seid des listigen Woiwoda von Sendomir, der diesen Zar aufstellte?

Muß ich’s Euch sagen, daß bereits der Bund geknüpft ist und beschworen zwischen beiden? Daß er die Tochter ihm verlobte? Und soll die edle Republik sich blind in die Gefahren eines Krieges

stürzen, um den Woiwoden groß, um seine Tochter zur Zarin zu machen? Bestochen hat er alles und erkauft, den Reichstag will er beherrschen. Ich sehe seine Faktion gewaltig in diesem Saal, und nicht genug, daß er den Seym Walny durch die Mehrheit leitet, - bezogen hat er mit dreitausend Pferden den Reichstag und ganz Krakau überschwemmt mit seinen Lehensleuten! Eben jetzt erfüllen sie die Hallen dieses Hauses. Man will die Freiheit unserer Stimmen zwingen! - Doch keine Furcht bewegt mein tapferes Herz; so lang’ noch Blut in meinen Adern rinnt, will ich die Freiheit meines Wort’s behaupten. So lang’ ich Leben habe, soll kein Schluß durchgehen, der wider Recht ist und Vernunft.”

Während man beginnt, die Stimmen zu sammeln, wird noch ein letzter Versuch unternommen, den Unbotmäßigen umzustimmen. Das greise Staatsoberhaupt muß mit seiner Autorität den Schwindel zu retten versuchen. Großkanzler und Großmarschall des Königs bemühen sich in edlem Wetteifer um Sapieha. „Der König läßt Euch bitten, nachzugeben, Herr Woiwod und den Reichstag nicht zu spalten", flüstert der Kanzler. Und der Marschall stellt dem Fürsten vor, wie untunlich es sei, durch seine Widerspenstigkeit die bereits geleistete Parlamentarische Arbeit zu gefährden. „Es sind so gute Schlüsse durchgegangen. O, gebt Euch! Um des andern Guten willen, was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!” Auch der fromme Erzbischof von Gnesen fleht: „Gebt Euch, edler Herr! Ihr seh’t, daß Euch die Mehrheit widerstrebt. Treibt's nicht zu einer unglückseligen Spaltung!” Und der würdige Bischof von Krakau, der die Stimmzettel einsammelt, sucht mit dem triumphierenden Ausruf Stimmung zu machen: „Auf dieser rechten Bank ist alles einig !”

Aber mit Donnerstimme ruft der Fürst in den Saal: „Laßt alles einig sein. Ich sage Nein. Ich sage Veto! Ich zerreiße den Reichstag! Aufgehoben, null ist alles, was beschlossen ward !”

Ein ungeheurer Tumult erhebt sich. Man zückt die Säbel. Der empörte Sapieha aber erinnert sich in diesem Augenblick des Wortes, mit dem

man ihn zuletzt zu fangen versucht hat, des heiligen Wortes ,,Mehrheit”. Seine ganze Wut stürzt sich auf diesen verlogenen Begriff, den er mit Wollust zerfetzt. „Die Mehrheit?” höhnt er, „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei wen’gen nur gewesen. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Staat muß untergeh’n, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet!”
Nun droht die beleidigte Masse den Fürsten in Stücke zu reißen. Mit den Worten ,,Fürst Sapieha! Mäßigt Euch!” erteilt ihm der Erzbischof noch einen letzten Ordnungsruf. Dann entfernt man den Fürsten gewaltsam aus dem Saale, - um ihn den Gewaltdrohungen der Mehrheit zu entziehen.
Der gesprengte Reichstag geht auseinander. Die amtliche Kriegserklärung an Rußland ist durch die Mannhaftigkeit Sapiehas verhütet worden.
Aber was kümmert dies die raublustige Adelsrotte? Ihr aufgestachelter Beutehunger ist nicht mehr zu bändigen. Und Marinas Wille ist unerschütterlich. „Hält auch die Republik mit Moskau Frieden, wir führen’s aus mit unsern eignen Kräften.” An der Spitze eines polnischen Freiwilligen-Heeres, das durch einen Schwarm donischer Kosaken verstärkt wird, überschreitet Demetrius bei Kiew die russische Grenze.

IV.

Den Erbfeind des russischen Volkes hat der Russe Demetrius gegen das eigene Vaterland auf den Plan gerufen. Der gefährliche innere Widersinn, die grundsätzliche Verwerflichkeit solchen Tuns kommt ihm jedoch vorerst nicht zum Bewußtsein.
Zwar kennt er aus der Geschichte den uralten polnisch-russischen Gegensatz. Aber zum lebendigen Gefühl konnte ihm dieses verstandesmäßige Wissen bislang nicht werden. Am Hofe des Woiwoden ist seine russische Seele gründlich mit polnischem Firnis übertüncht worden.

Seltsam erscheint es wohl seinem prüfenden Geiste, daß er, der Russe, „in Polens Mitte sein Recht sich suchen” muß. ,,Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen erblick’ ich mich, des Zaren Iwan Sohn, auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen. Der Haß entzweite blutig beide Reiche, und Friede wurde nicht, solang’ er lebte.” Aber er, Demetrius, „der mit der Milch der Amme den alten Erbhaß in sich sog”, fühlt gegenwärtig nichts mehr von diesem Haß in seinem Herzen. Seine russischen Instinkte sind verschüttet. Sein Geist bewegt sich ausschließlich in polnischen Gedankenbahnen.

Treffsicher, mit üppig malenden Worten versteht er die Gier des Bettel-Adels zu entfesseln: ,,Euch öffnen sich des Glückes goldene Tore; mit Euch will ich den Raub des Feindes teilen. Moskau ist reich an Gütern; unermeßlich an Gold und Edelsteinen ist der Schatz des Zar’s. Ich kann die Freunde königlich belohnen und ich will‘s. Wenn ich als Zar einziehe auf dem Kreml dann soll sich der Ärmste unter Euch in Samt und Zobel kleiden, mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken, und Silber sei das schlechteste Metall, um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.”

Mit polnischen Augen sieht er Rußland als ein Land der Barbarei und Knechtschaft, über das der ,,freie” polnische Staat turmhoch erhaben ist. In unreifer, oberflächlicher Schwärmerei, einer Frucht seiner Erziehung, glaubt er sich berufen, den Russen die Segnungen polnischer Gesittung zu bringen. Und es ist ergötzlich wie der alte Polenkönig, der von Geburt Schwede ist, aus bitterböser Erfahrung heraus dem jungen Ideologen seine Volksbeglückungspläne vorsichtig auszureden versucht. Demetrius, der am Hofe und in der Gunst des mächtigen Woiwoden die polnische Freiheit nur in ihren glänzenden Auswirkungen an sich erfahren hat, verkündet mit edlem Pathos: „Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden, will ich verpflanzen in mein Vaterland. Ich will aus Sklaven frohe Menschen machen; ich will nicht herrschen über Sklavenseelen.” - „Tut’s nicht so rasch”, erwidert Sigismund trocken. Er denkt schamvoll an das „böse Schauspiel”, das eben noch der polnische Reichstag in seiner vielgepriesenen Freiheit geboten hat.

Gewiß, dort in Russland herrscht die „Freiheit” nicht, ,,dort herrscht des Vaters heilige Gewalt; der Sklave dient mit leidendem Gehorsam”. Aber stecken in diesen vorläufig noch knechtischen Formen, in dieser Unterwürfigkeit eines frommen und ehrfürchtigen Volkes, in dieser Bereitwilligkeit zur Unterordnung nicht zugleich Elemente unschätzbarer Gefolgschaftstreue? Und birgt der zaristische Vatergedanke nicht den Keim einer innigem uneigennützigen, blutbedingten und heilbringenden Verbundenheit zwischen Volk und Herrscher?

Gedanken dieser Art bewegen gewiß im Stillen den weisen Sigismund; und er warnt den Prinzen eindringlich vor einer Überschätzung der Legitimität, des formalen Herrscherrechtes, auf das der Jüngling so leidenschaftlich pocht. ,,In Schweden hab’ ich als geborener König einst friedlich den ererbten Thron bestiegen, und doch mein väterliches Reich verloren, weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.” Mit wohlmeinender Offenheit macht der alte König den Prinzen als erster auf die sittliche Bedenklichkeit seines Unternehmens aufmerksam. „Ihr kommt vom Ausland, Euch führen fremde Feindeswaffen ein. Dies erste Unrecht habt Ihr gutzumachen.” Darum mahnt er den Jüngling väterlich, den Russen wieder in sich zu erwecken. Denn nur so wird er sich seinem Volke innerlich verbinden können. Niemand aber wird das Bewußtsein des Blutes und des Volkstums lebendiger erregen können als die leibliche Mutter. ,,Ehrt Eure Mutter! Wohl habt Ihr Ursach, kindlich sie zu ehren. Verehrt sie! Zwischen Euch und Eurem Volk steht sie, ein heilig' teures Band.”

Als polnischer König hat Sigismund freilich die Pflicht, dem Prinzen auch Dankbarkeit und Treue gegen sein zweites Vaterland an’s Herz zu legen. „Vergesset nie, auf welchen Sprossen Ihr zum Thron gestiegen. Denkt, daß Ihr Euch in Polen selbst gefunden, daß Euch dies Land zum zweitenmal geboren.” Und diese staatsmännisch berechnete Mahnung ist es, die im Herzen des Demetrius augenblicklich wohl am lautesten Widerhall findet. Schon auf dem Reichstage hat er gesagt:

„Hier ist der Augenblick, durch edle Tat zwei langentzweite Völker zu versöhnen.” Der Wahnbetörte hat keine Vorstellung von der Aussichtslosigkeit dieses Strebens. Er ahnt nicht, daß Marina, die Geliebte, hinter seinem Rücken das kalte, aber unerbittlich wahre Wort prägt: ,,Der Russe haßt den Polen, muß ihn hassen: da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.” Er, dessen Volksinstinkte noch schlummern, reicht arglos eben dieser Marina, der Russe der Polin, die Hand zum Verlöbnis. Vor dem Polenkönig hebt er die Hand zum Eide: „Ich schwöre, sobald ich meiner Väter Thron bestiegen, als meine Braut sie festlich heimzuführen.” Und mit angelerntem polnischen Überschwang prahlt er von der königlichen Morgengabe, die er in Gestalt zweier russischer Fürstentümer der polnischen Braut zu Füßen zu legen gedenkt.

In tragischer Blutsverirrung legt sich Demetrius durch diesen Schwur selber die Fessel an, die ihn unlösbar an den Erbfeind Rußlands zu ketten droht. Marina aber glaubt, die innere Fesselung ihres Verlobten noch durch eine äußere vervollkommnen zu müssen. Sie bestellt ihm den Odowalsky zum heimlichen Hüter mit der Weisung: „Du führst den Barowitsch, bewach’ ihn gut! Weich' nie von seiner Seite. Von jedem Schritt gibst Du mir Rechenschaft.”

So ist Demetrius, als er die russische Grenze überschreitet, an Seele und Leib der Gefangene Polens. Er, der mit Hilfe eines „freien Volkes” für die erhabene Idee der Gerechtigkeit in den Kampf zu ziehen glaubt, ist in Wirklichkeit das Werkzeug des listigen Landesfeindes, der das russische Volk auszurauben und zu verderben trachtet.

Aber es muß einmal der Tag kommen, an dem der gefühlsstarke Prinz sich seiner Verirrung schaudernd bewußt wird. Und dieser Tag kommt fast unheimlich schnell. Kaum hat Demetrius den Heimatboden betreten, so beginnt sich die russische Seele in ihm zu regen.

Von einer Anhöhe eröffnet sich ihm zum ersten Male die Schau über die unendlichen Ebenen Rußlands. Das überraschende Bild läßt ihn jäh zurückfahren „Ha! welch’ ein Anblick!” Tief ergriffen vernimmt er die Worte: „Herr! Du siehst Dein Reich vor Dir geöffnet. - Das ist

r u s s i s c h ’ L a n d .” In ehrfürchtiger Versunkenheit läßt er sich die Landschaft erläutern. „Welch’ heiterer Anblick! Welche schönen Auen!” Und mit Urgewalt packt den Entfremdeten zum ersten Male das Gefühl der Heimatliebe. Im gleichen Augenblick aber melden sich die ersten drohenden Schläge des G e w i s s e n s .

„Auf diesen schönen Auen wohnt noch der Friede, - und mit des Krieges furchtbarem Gerät erschein’ ich jetzt, es f e i n d l i c h zu verheeren.” Mit dem leichtfertigen Einwurf, daß man derlei ,,hinterher bedenke”, versucht Odowalsky die Rührung des Prinzen zu zerstreuen.

In dieser Herzlosigkeit aber offenbart sich dem Russen blitzartig zum ersten Male der G e g e n s a t z d e s V o l k s t u m s , und er entgegnet leidenschaftlich: „D u f ü h l s t a l s P o l e , - i c h b i n M o s k a u ’ s S o h n . - Es ist das Land, das mir das Leben gab. - Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn, in langer Reih’, seit dreißig Menschen-altern.“ Und in der bittern Qual einer plötzlich aufleuchtenden Erkenntnis bricht Demetrius in die Worte aus: „Vergib mir, teurer Boden, h e i m ’ s c h e E r d e , daß ich, Dein Sohn, m i t f r e m d e n F e i n d e s w a f f e n in Deines Friedens ruhigen Tempel falle...“

Demetrius ist erwacht. Das Vollgefühl seines Volkstums hat von ihm Besitz ergriffen. Am Anblick und in der Berührung der Heimaterde beginnt er zum Führer seines Volkes zu reifen.

Der Traum von der Völkerversöhnung ist in diesem Augenblicke bereits zerstoben. Auseinandersetzung und Bruch mit den polnischen ,,Freunden” wird über kurz oder lang unausbleiblich sein. Demetrius, das mißleitete Werkzeug der Polen, wird bald das schnöde Spiel durchschauen und dann entschlossen die Rollen vertauschen. Er wird seinerseits den Landesfeind nur noch als zeitweiliges Werkzeug zur Machterringung betrachten. Aber wird es dem vielfach Gefesselten gelingen, zum Wohle seines Volkes dieses Werkzeug nach vollbrachtem Dienst in die Ecke zu schleudern? Die Zuversicht des Gelingens ist begründet. Dieser junge Held, der von felsenfestem Glauben an seine Berufung getragen ist, wird jetzt, nachdem die Kräfte des Blutes und des Volkstums in ihm lebendig geworden sind, unwiderstehlich sein.

Sobald die rechte Stunde kommt, wird er mit starker Hand die Ketten des Landesfeindes abstreifen, um ein wahrer Vater seiner Russen zu werden.

V.

Der kühne Vorstoß des Demetrius auf dem Reichstage zu Krakau hat in der Welt wie eine Fanfare gewirkt. Die Öffentlichkeit jener stürmischen Auseinandersetzung sichert dem Unternehmen des Prinzen von vornherein den weitesten Widerhall. Wie ein Lauffeuer eilt die Geschichte von dem wiederauferstandenen Zarensohn dem in Rußland einrückenden Heere voraus. Selbst die Erscheinung der raub- und mordlustigen Polen vermag in der Bevölkerung nur vorübergehend Wirrnis zu stiften. In kürzester Frist verbreitet sich allgemein die mit freudigem Glauben aufgenommene Kunde: „Es ist kein Feind, der kommt; es ist ein Freund des Volk's, der rechte Erb' des Landes."

Aus den Tiefen der russischen Volksseele erheben sich jetzt die Rachegöttinnen gegen den Mörder Boris. Der ungeliebte Herrscher muß erfahren, daß er seinen Thron auf einem Vulkan errichtet hat. „Der große Fürst erbebt in seiner Hauptstadt."

Er erkennt die Furchtbarkeit der Gefahr und versucht, ihr mit allen Mitteln der Klugheit zu begegnen. Aber einer Obrigkeit, die nur mit Haß und Widerwillen ertragen worden ist, müssen alle krampfhaften Rettungsversuche zum Unheil ausschlagen; die beabsichtigte Wirkung schlägt in ihr Gegenteil um. -

In allen Städten und Dörfern des Riesenreiches läßt der schuldbewußte Zar öffentlich eine Botschaft verlesen, in der er erklärt, daß Demetrius ein Betrüger sei und daß man den Betrug nicht glauben solle. Vergebens! „Drum eben glauben wir's", sagt sich die hausbackene Schlauheit des Volkes; „denn wär's nicht wahr, der große Fürst verachtete die Lüge". -

Zu der Mutter Dmitris, der trauernden Marfa, schickt Boris den Patriarchen Hiob in die Klostereinsamkeit. Der gewandte Priester soll

Marfa zu einer öffentlichen Erklärung bewegen, daß sie den Eindringling nicht für ihren Sohn erkenne und die „schändliche Erfindung” des „frechen Abenteurers” mit „gerechtem Zorn” zurückweise „Ein Wort von ihr, und der Betrüger ist vernichtet.” Vergebens! Kaum hat Marfa mit listigen Fragen den ganzen Sachverhalt aus dem Patriarchen, der sich schon in besten Hoffnungen wiegt, herausgelockt, da bricht mit erbarmungsloser Wucht der so lange verhaltene Vernichtungswille aus ihr hervor. „O höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank! Daß Du mir endlich Rettung, Rache sendest! O Himmelsmächte führt ihn glücklich her! Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen! Er ist mein Sohn. An Deines Zaren Furcht erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht! Herab von Deinem Thron, Tyrann! Erzittre! Der wahre Zar, der rechte Erbe kommt. Erschienen ist der Tag der Rache, der Wiederherstellung! Der stolze Godunow, mein Todfeind, muß zu meinen Füßen kriechend Gnade flehen. O, meine heißen Wünsche sind erfüllt. - Kann Deinen Zar der Schrecken so verblenden, daß er Errettung hofft von mir - von mir - der unermeßlich schwer Beleidigten? - Wenn ich den Zarowitsch für meinen Sohn und Iwans anerkenne, so huldigt alles ihm; das Reich ist sein. Ich glaubte der allgemeinen Stimme seinen Tod und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme und meiner Hoffnung glaub’ ich jetzt sein Leben. Doch wär’ er auch nicht meines Herzens Sohn, er soll der Sohn doch meiner Rache sein. Ich nehm’ ihn an und auf an Kindes Statt, den mir der Himmel rächend hat geboren.” Und als der entsetzte Patriarch noch einmal stammelt, ob er dem Zaren denn wirklich keinen besseren Bescheid bringen dürfe, erwidert Marfa mit schneidendem Hohn: „Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf, auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.”

Nach dem Weggange des Priesters aber bricht der verhaltene Jubel mit doppelter Gewalt hervor: „Er ist mein Sohn; ich glaub’ an ihn, ich will’s. Ich fasse mit lebendigem Vertrauen die Rettung an, die mir der Himmel sendet! - Er ist’s, er zieht mit Heereskraft heran, mich zu

b e f r e i e n , meine S c h m a c h z u r ä c h e n ! Hört seine Trommeln! Seine Kriegsdrommeten! Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag aus Euren Steppen, Euren ewigen Wäldern! In allen Zungen, allen Trachten kommt! Zäumet das Roß, das Renntier, das Kamel! Wie Meereswogen strömet zahllos her und dränget Euch zu Eures K ö n i g s Fahnen! - Ich habe nichts als mein Gebet und Flehen; das schöpf’ ich flammend aus der tiefsten Seele, beflügelt send’ ich’s zu des Himmels Höhen, wie eine Heerschar send’ ich’s Dir entgegen!”

Das ist nicht nur der Aufschrei eines einzelnen von langer Qual - befreiten Weibes. Aus dieser Stimme spricht M ü t t e r c h e n R u ß l a n d . In diesen leidenschaftlichen Worten spiegelt sich der A u f b r u c h e i n e s Vo l k e s , das nach endloser dumpfer Erwartung sich dem herannahenden R e t t e r an die Brust wirft. -

Zar Boris sendet dem Heere des Demetrius seine Truppen entgegen. Vor der natürlichen Stoßkraft der Russen stiebt der leichtfertig prahlerische Polenhaufen wie Spreu auseinander. Demetrius, der nun mit einem Schlage den Unwert seiner anmaßenden Bundesgenossen erkennen muß, will verzweifeln, und Boris scheint zu triumphieren. Vergebens! „Wider ihren Willen” hat seine Armee gesiegt. Sie „verfolgt ihre Vorteile nicht“. Das Bewußtsein, für eine schlechte Sache zu kämpfen, erweckt Gedanken des Abfalls unter den Führern. Eine innere Stimme scheint ihnen zu sagen, daß für Boris die Tage der Herrschaft gezählt sind. So mancher im Heere glaubt, durch rechtzeitigen Übergang sich dem Manne der Zukunft verbindlich machen zu können. Einer der Besten und Edelsten aber, S o l t i k o w , trägt bereits den festen Glauben an das Recht und die Sendung des Demetrius im Herzen.

Sein Glaube wird zu flammendem Bekenntnis.

Mit der unwiderstehlichen Überzeugungskraft einer gläubigen Seele reißt er die Herzen Tausender mit sich. Mit fliegenden Fahnen führt er das Heer in das Lager des polnischen Erbfeindes hinüber, um es Demetrius, dem Befreier, zur Verfügung zu stellen. -

Wie gelähmt verharrt der vom Schicksal geschlagene Boris in Moskau. Ein Unglücksbote jagt den anderen. Man meldet dem Zaren die „Untätigkeit und Meuterei der Armee”, den ,,Abfall des Landvolks und der Provinzialstädte”. In der Hauptstadt selber gärt es; jeden Augenblick kann die offene Empörung ausbrechen. Da kommt die Nachricht von dem Übergange des Heeres. Nun weiß Boris, daß seine Stunde geschlagen hat. „Es ist ihm unmöglich seine Größe zu überleben." Um einem unrühmlichen Ende zuvorzukommen, beschließt er, sich selbst den Tod zu geben. Vom Rächerarm des Schicksals erreicht, vom eigenen Volke gerichtet, sühnt er durch freiwillige Opferung seines Lebens das Verbrechen, dem er die Krone verdankte. Er nimmt Gift -

Der Tod des Zaren steigert die Verwirrung in Moskau aufs höchste. An der Leiche des aufgebahrten Herrschers versammelt sich der russische Adel, die Bojaren. Man bildet zur vorläufigen Übernahme der Regierung einen Reichsrat. Man versucht, sich schlüssig darüber zu werden, was nunmehr geschehen soll. Man fühlt sich ratlos und hilflos. Das Ergebnis der Beratung scheint unvermeidbar im Voraus bestimmt. Man wird der übermächtigen Volksstimmung gehorchen und die Hauptstadt wie die Zarenkrone dem an der Spitze des polnisch-russischen Heeres heranrückenden Demetrius übergeben müssen. In diesem Augenblicke aber ersteht dem toten Zaren ein völlig unerwarteter Freund.

Romanow, ein Großer des Reichs, der niemals die Gunst des lebenden Boris gesucht hat, erweist jetzt seine Treue zu Rußland. Er hat den Mörder auf dem Zarenthron verabscheuen müssen. Mit Mißtrauen und Kränkung hat ihn Boris verfolgt. Das schlechte Gewissen hat den Zaren stets das Schlimmste von Romanow befürchten lassen.

Romanow aber hat in der Stille für Rußlands Zukunft gearbeitet. Er hat ein kleines, aber getreues Heer um sich gesammelt. Und nun, nachdem der Mörder Boris sich selbst gerichtet hat, hat er nur den einen glühenden Willen: dem russischen Volke einen neuen, würdigen, mit dem Volkstum verwachsenen Herrscher zu sichern.

Von Demetrius will er nichts wissen. An die Echtheit eines angeblichen Thronerben, der sich mit den Waffen des Landesfeindes in sein Reich einführen läßt, kann und will dieser kernige Russe nicht glauben. Polen und Polenfreunde gehören aus dem Lande gejagt, nicht auf den Thron erhoben; das ist seine unerschütterliche Meinung.
Zar Boris aber, der gekrönte Verbrecher, war wenigstens Russe und ehrlich bestrebt, seine Herrschermacht zum alleinigen Wohle der Russen zu gebrauchen. Nachdem er den Makel seiner Thronbesteigung durch den Tod gesühnt hat, erscheint er vollends würdig, der Stammvater eines neuen Herrschergeschlechts zu werden. Er hat Kinder hinterlassen, die keinen Anteil haben an der Blutschuld des Vaters, deren Gewissen rein und unbefleckt ist: den Knaben Feodor und die liebliche Jungfrau Axinia. Es ist kein Zufall, daß eine tiefe, unbezwingbare Neigung Romanow, den echten Russen, zu diesem reinen russischen Mädchen hinzieht; kein Zufall auch, daß Axinia den Helden ihres Volkes heimlich wiederliebt. In Feodor aber, ihrem kindlichen Bruder, glaubt Romanow den gottgegebenen künftigen Zaren zu erkennen. Er denkt nicht an sich. ,,Rache und Ehrsucht sind fern von seiner Seele; er folgt bloß dem Rechte.” Und das einzige Recht auf die Herrschaft über Rußland scheint ihm in dieser durch Bluttat und Landesverrat verwirrten Zeit, nach dem Erlöschen des alten Zarengeschlechts, bei Feodor zu liegen. In ergreifender Schlichtheit schwört Romanow ,,an der Brust des Zaren”, der als Lebender ihn gehaßt und verfolgt hat, ,,seinem Sohn Feodor den Eid der Treue”. Vor der Entschlossenheit und sittlichen Hoheit dieses nur seinem Vaterland lebenden Mannes muß jeder Widerspruch verstummen. Die Bojaren können nicht anders, sie folgen dem Beispiel, auch sie huldigen dem Feodor. Romanow aber bricht auf, um mit dem schwachen Häuflein seiner Getreuen, die zu Demetrius übergegangene Armee zu erreichen und auch diese „für den jungen Zaren zu gewinnen".
Aber das Unternehmen ist aussichtslos, und Romanow muß sich bald dieser bitteren Erkenntnis beugen. Nach dem Tode des gehaßten Boris

erzittert ganz Russland von unbeschreiblichem Jubel. Mit dem Glorienschein des Befreiers umgeben, rückt Demetrius unaufhaltsam vorwärts.

In dem trunkenen Taumel einer sich gerettet glaubenden Volksmasse muß der Warnungsschrei Romanow’s und seiner kleinen Schar untergehen, wie ein Tropfen im Meere. Demetrius ist der Mann des Tages. Ihm huldigt Rußland.

VI.

Im Hoflager zu Tula sonnt sich Demetrius „auf dem Gipfel des Glücks”. - „Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen.” In Massen drängt sich das Volk heran, um den wiedererstandenen Zarensohn von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Abordnung auf Abordnung erscheint, um seine Herrscherwürde anzuerkennen. In den altüberlieferten Formen bedingungsloser Unterwürfigkeit liegen die Russen vor ihm im Staube. Er aber hebt sie mit verstehendem Lächeln zu sich empor. Unter taktvoller Schonung der alten, eingewurzelten Bräuche vermeidet er behutsam Gefühle zu verletzen. Und doch läßt er das Volk empfinden, daß er entschlossen ist, einen neuen, schöneren Geist in das Verhältnis zwischen Herrscher und Untertan zu tragen; daß er den Geist der Furcht und knechtischen Demut ersetzen will durch den Geist des Vertrauens. Halb ungläubig, halb ahnungsvoll freudig nimmt der Russe die bisher nie erlebte Art dieses neuen Herrschers auf; langsam beginnt in seiner Seele der Glaube aufzudämmern, daß in diesem edelmütigen Prinzen dem Lande ein Zar geschenkt werden soll, dem sich das Volk in froher Dankbarkeit und Liebe rückhaltlos wird hingeben können.

Aber ein bitterer Tropfen ist in den Becher der Freude gemischt.

Neben dem „milden und liebenswürdigen” Zarowitsch stehen mit verächtlich verzogenem Munde die P o l e n . Mit jedem Wort, mit jeder Bewegung, jedem Mienenspiel verraten sie Haß und Geringschätzung gegenüber dem russischen Wesen. Mit hochmütiger Rauheit erwidern sie die Ehrerbietung, die der Russe auch dem Gefolge seines Herrschers

nicht versagen zu dürfen glaubt. Aus ihren Augen blitzt die Genugtuung und der Triumph des Landesfeindes, der sich als Sieger fühlt und in der Demütigung des Besiegten unedle Befriedigung findet.

Doch es kann ja nicht ausbleiben: in Kürze wird Demetrius, der geborene Russe, der nun zu seinem Volke gefunden hat, dieses ganze ausländische Pack zum Teufel jagen. Wie lebendig das russische Blut in ihm sich regt, das zeigt er gerade jetzt, als die Nachricht vom Tode des Zaren Boris einläuft. Statt die Vernichtung des Gegners, die Vollendung der Rache, die Beseitigung des letzten Hindernisses auf der Bahn zum Thron mit Siegesfreude zu begrüßen, gedenkt Demetrius in „edler Rührung" des Großen und Guten, das Boris während seiner Herrschaft für Rußland vollbracht hat. Und als ihm gemeldet wird, daß ein Anschlag von Boris-Anhängern gegen sein Leben aufgedeckt worden sei, begnadigt er die verblendeten Volksgenossen. Sein heißester Wunsch aber richtet sich nun, nachdem er sich als Rußlands Herr fühlen darf, auf das Wiedersehen mit der Mutter; in ihr sollen sich ihm die letzten Tiefen russischen Wesens und Wollens erschließen. Er eilt, eine Zusammenkunft mit Marfa vorzubereiten.

Da erinnert ihn sein polnisches Gefolge an den Schwur, den er Marina, der Woiwoden-Tochter, geleistet hat. Wie ein schmerzhafter Stich muß ihn die Mahnung durchzucken. Im Innersten widerstrebend, beauftragt er Boten, der Braut die Siegeskunde zu übermitteln.

Diese zwangsläufige, widerwillige Handlung ist gleichsam das Vorzeichen eines Schlimmeren. Ohne es zu ahnen, steht Demetrius vor dem furchtbarsten, verhängnisvollsten Augenblick seines Lebens.

Unter der Menge der Bittsteller, die auf Gehör warten, bemerkt er ein Gesicht, das ihm irgendwie bekannt erscheint.

Alte Erinnerungen regen sich, und plötzlich wird es ihm mit freudigem Schrecken bewußt: kein Zweifel, dies ist der Diener, der ihn als Knaben, dem Mordbefehl des Tyrannen trotzend, aus dem brennenden Uglitsch gerettet hat. Demetrius läßt ihn hervorrufen, um ohne Zeugen mit ihm zu sprechen. In überströmender Dankbarkeit umfängt er

seinen ,,Retter und Wohltäter”. Der aber tut seltsam geheimnisvoll. Tropfenweise verabfolgt er dem Prinzen die fürchterliche Wahrheit. Jawohl er ist’s, der von Boris den Mordauftrag erhalten hat. Er hat ihn auch ausgeführt. Aber ihm war bekanntgeworden, daß Boris ihm dafür statt Lohnes den Tod zugedacht hatte. Um sich zu rächen, hat er einen Knaben, der dem toten Dmitri auffallend ähnlich sah, in ein Kloster gebracht, und ihm den Schmuck und andere Erkennungszeichen des Ermordeten mitgegeben. Er hat dann auch unbemerkt dafür gesorgt, daß diese Erkennungszeichen im rechten Augenblick Beachtung fanden. Totenbleich, einem Gelähmten ähnlich, starrt Demetrius dem Erzähler in die Augen. Eine ,,ungeheure Veränderung” geht in ihm vor. ,,Sein Stillschweigen ist furchtbar.” Erst als der andere nunmehr „mit Trotz und Übermut seinen Lohn fordert”, löst sich die Erstarrung. In wildaufflammendem Jähzorn durchbohrt er den Unverschämten mit dem Degen.

In der Seele des falschen Prinzen hat sich das Chaos aufgetan. Als er zur Besinnung zurückfindet, gleicht sein Gemüt einem aufgewühlten Meere. Was tun? lautet die große Frage. Der felsenfeste Glaube an das ererbte Recht, der seinem Handeln Schwung und Heftigkeit verliehen hat, ist widerlegt und für alle Zeiten vernichtet. Geht ihm die Idee der Legitimität, des formalen Herrscherrechtes tatsächlich über alles, so muß er jetzt, da er im Besitze der Macht ist, sich freiwillig dieser Macht entäußern und wieder hinabsteigen in das Dunkel seiner Geburt. Wahnsinniger Gedanke! Rußland braucht einen Herrscher. Ein legitimer Erbe des Zarenthrons ist nicht vorhanden. Er aber, Demetrius, fühlt den Willen und die Kraft zum Herrschen nach wie vor lebendig in seinem Blute. Wie sollte er, dem das Schicksal durch so außergewöhnliche Fügungen die tatsächliche Gewalt über Rußland verliehen hat, irgend einem andern das Feld räumen, einem Unbekannten, dem vielleicht jede innere Berechtigung zur Herrschaft mangelt? Nein! Er muß versuchen, die errungene Gewalt unter allen Umständen zu halten. Auf welche Weise aber? Soll er vor das Volk hintreten und offen bekennen: ich bin nicht Iwans Sohn, nicht Euer angestammter Zar,

ich war das Opfer einer Täuschung, aber der Himmel hat mich auf wundersamen Wegen zum Throne geführt, mich offensichtlich Euch zum Zaren bestimmt, und ich bin gewillt, als echter Russe Euch Russen ein wahrer Vater zu werden? Es wäre durchaus möglich so zu handeln. Es wäre vor allem s i t t l i c h r i c h t i g. Aber Demetrius hat diesen Weg im Grunde seines Herzens schon verworfen, als er in jäher Aufwallung den Mitwisser niederstach. Wie gefährlich wäre es, dem Volke die Wahrheit zu enthüllen! Es könnte sein, daß mit dem frommen Glauben an sein ererbtes Recht die eigentliche Grundlage zusammenbräche für die Macht, die er sich über die russischen Gemüter errungen hat. Der Polenzögling Demetrius mißtraut seinem russischen Volke, in dessen Wesensart er sich noch nicht tief genug hat einfühlen können. Und würde dieses Volk der Wahrheit überhaupt Glauben schenken? Würde nicht angesichts des polnischen Hilfheeres der Argwohn um sich greifen, daß das Unternehmen von vornherein ein Schwindel war und nur darauf angelegt, den Polen Eingang in’s Land zu verschaffen? Daß er, Demetrius, nach Erreichung dieses Zieles, die Wahrheit nur deshalb bekanntgebe, um einer von anderer Seite drohenden Enthüllung zuvorzukommen? Diesem Argwohn könnte er zwar dadurch begegnen, daß er ohne Zögern dazu aufriefe, den Erbfeind aus dem Lande zu jagen. Aber wie kann er die Polen entbehren, solange er sich nicht gewiß ist, daß das russische Volk auch nach Enthüllung seiner dunklen Abkunft ihm Gefolgschaft leisten wird?

Die Ungewißheit dieses Weges erscheint dem falschen Prinzen als unerträglich. Er bringt es nicht über sich, die bereits errungene Herrschgewalt erneut aufs Spiel zu setzen. Er hat von der Macht gekostet und wünscht, jede Gefährdung dieses für ihn köstlichen Gutes auszuschließen. So muß in dem heißen Kampfe seiner Seele die selbstische Herrschsucht den Sieg davontragen über die Sittlichkeit. Demetrius entschließt sich, den echten Sohn Iwans, der er zu sein glaubte, fortan zu s p i e l e n. Das Werk, das er als glühender Idealist begonnen hat, glaubt er als Betrüger vollenden zu können. Er ahnt nicht. daß gerade dieser Weg unfehlbar ins Verderben führt.

Vorerst scheint der Himmel dem Betrüger gewogen. Kaum hat sich Demetrius zu dem verhängnisvollen Entschlusse durchgerungen, so werden ihm Abgeordnete der bisher noch widerstrebenden Hauptstadt gemeldet. In Moskau ist, nachdem Romanow zur Armee geeilt war, alsbald der offene Aufruhr losgebrochen. Das für Demetrius begeisterte Volk hat die Bojaren, die auf den Knaben Feodor geschworen hatten, unter Mißhandlungen aus ihren Häusern gerissen und sie gezwungen, sich zu Demetrius zu bekennen. Die Boris-Kinder Feodor und Axinia hat man gefangengesetzt. Und nun stehen die Abgesandten der Stadt vor dem falschen Prinzen und grüßen ihn als Zaren.

Damit ist der letzte Widerstand gebrochen. Feodors Anwartschaft auf den Thron ist erledigt, das Unternehmen Romanows gescheitert. Demetrius sieht sich im unbestrittenen Vollbesitze der Macht.

VII.

Aber nun erfüllt sich an ihm das unentrinnbare Schicksal des Volksbetrügers, der sich zur Erhaltung seiner Machtstellung auf die Gunst des Auslandes stützen muß. Vergebens sträuben sich die edleren Seelenkräfte in dem jungen Zaren gegen den selbstverschuldeten Zwang. Immer tiefer nur verstrickt er sich in die verhaßten Fesseln. Das schreckliche Ende ist nicht mehr aufzuhalten.

Die Gewissensreinheit, die innere Freiheit des Gemüts, die ihn das Herz des Volkes im Sturm erobern ließ, ist von ihm gewichen. Er, der im Dienste der Gerechtigkeit einen Boris gestürzt hat, ist selbst zu einem zweiten, einem schlimmeren Boris geworden. Wie Boris hat er einen Menschen getötet, um sich einen Thron zu sichern, auf den er wie Boris nach Menschensatzung kein Anrecht hat.

Schlimmer als Boris, ist er obendrein ein Betrüger, der dem Volke ein Geburtsrecht vorspiegelt, und vor allem, als Schlimmstes, ein Verbündeter des Landesfeindes. Sein schlechtes Gewissen beginnt allenthalben eine Gefährdung seiner Macht, eine Enthüllung des Betruges zu wittern. Der ständig lauernde Argwohn

trübt seinen Geist und vergiftet sein Wollen. Mit dem Mittel des Terrors glaubt er jedem Versuch einer Entlarvung zuvorkommen zu müssen.
Schon die Abgeordneten Moskaus werden voller Mißtrauen, ,,finster und mit drohenden Anstalten” empfangen. Der Patriarch, der bei der Abordnung ist, erscheint dem aus dem Kloster entwichenen Mönch ohne weiteres als verdächtig. Es kümmert ihn nicht, daß dieser hohe Kirchenfürst den Russen heilig ist. Er entsetzt ihn kurzerhand seiner Würde. Als man ihm gar hinterbringt, daß ein vornehmer Russe an der Echtheit seiner Abkunft Zweifel geäußert habe, da belegt er den Edelmann mit grausamer Strafe. Seine Empfindlichkeit ist durch das bohrende Schuldbewußtsein krankhaft gesteigert. In Augenblicken ,,beleidigten Stolzes“ läßt er „despotischen Launen” die Zügel schießen. Die Erinnerung an die klösterliche Enge seiner früheren Jahre ist ihm peinlich. Er, der die römisch-katholischen Polen ins Land geführt hat, argwöhnt in der russischen Kirche einen natürlichen Feind. Darum verfolgt er die Mönche, die das Volk doch liebt und verehrt.
Durch diese aus Furcht und Mißtrauen geborenen Maßnahmen verspielt Demetrius die Liebe seines Volkes so rasch. wie er sie zuvor durch den Zauber seiner Willensreinheit gewonnen hatte. Der sichere Spürsinn des Volkes erkennt in allen diesen Handlungen das schlechte Gewissen des Urhebers. Der Zweifel, den Demetrius durch Terror ersticken möchte, wird so erst eigentlich zum Leben erweckt.
Nur zu verständlich erscheint den Russen jetzt das Bündnis dieses Zaren mit dem polnischen Erbfeind. Und wenn Liebe und Vertrauen zu Demetrius im Anfang über die Anwesenheit der Polen hinweghalf, so muß jetzt, nachdem der Glaube an den Zaren erschüttert ist, die Frechheit und Anmaßung der polnischen Eindringlinge dem Volke unerträglich werden.
Demetrius selbst empfindet die Schmach dieser Bundesgenossenschaft von Tag zu Tag tiefer und schmerzlicher. Sein besseres Ich wird sich immer klarer darüber, daß er, wie Boris, die durch Unrecht erworbene Macht nur durch schrankenlose Hingabe an das Wohl des russischen

Volkes zu rechtfertigen vermag. Immer heftiger und inbrünstiger wirbt er in seinen guten Stunden um die Liebe seines Volkes. Und immer tiefer wird er sich seines eigenen Russentums bewußt. Immer leidenschaftlicher lernt er die Eigenart seines Volkstums lieben und verehren. Zugleich aber zwingt ihn die selbstverschuldete Ablehnung, die er erfährt, und die Gewissensfurcht zu immer engerem Anschluß an den polnischen Bundesgenossen, den er jetzt selber haßt. In diesem unlösbaren Widerspruch zwischen äußerem Zwang und innerer Sehnsucht vollendet sich die Tragik seines Schicksals.

Der einst so freudig ersehnte Augenblick ist gekommen, da er Marfa, die er vor kurzem noch für seine Mutter halten durfte, zum erstenmal von Angesicht schauen soll. In Marfas Seele ist der anfängliche Jubel längst bangem Zweifel gewichen. „Das düstere Schweigen und die zurückschreckenden Blicke" der polnischen Leibwächter, die das Zelt des Zaren umgeben, lassen ihre Hoffnung noch tiefer sinken. Jetzt steht sie dem Demetrius gegenüber. Ihm aber ist zu Mute, als sei R u ß l a n d s e l b s t in sein Zelt getreten. Angstvoll ertönt seine Frage: „Sagt Dir das Herz nichts? Erkennst Du Dein Blut nicht in mir?" Und Marfa - schweigt. „Ein unbekanntes Etwas" steht zwischen beiden; ,,sie sind ewig geschieden". Demetrius fühlt es, mit tiefem Schmerz. Aber er fährt fort, zu werben. Vor Marfa spricht er die Gedanken aus, die er im Stillen an das Vaterland, an das russische Volk richtet: „Wenn Du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Fürstin... Das Schicksal gab mich Dir ungehofft zum Sohn; nimm Du mich an als ein G e s c h e n k d e s H i m m e l s - ich hasse die Gaukelei, und was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen Dich, und dies Gefühl, das meine Knie vor Dir beugt, es ist mein Ernst. - Entschließe Dich! Laß Deines Willens freie Handlung sein, was die Natur Dir versagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von Dir; ich fordere wahre Gefühle. Scheine Du nicht meine Mutter, - s e i es! Wirf das Vergangene von Dir! Ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich Dein Sohn nicht, so bin ich der Zar! Der im Grabe liegt, ist Staub. Wende Dich zu dem Lebenden!"

Stumm beugt sich Marfa seinem Willen. Aber ihr Herz bleibt kalt, bleibt dem Demetrius verschlossen. - Die endgültige Vernichtung ihrer mütterlichen Hoffnung läßt sie in bittere Tränen ausbrechen. Da öffnet sich auf einen Wink des Zaren das Zelt, und das draußen versammelte Volk erblickt die weinende Marfa. In der Sucht nach Befestigung seiner Herrschaft mißbraucht Demetrius selbst den Schmerz der unglücklichen Mutter zum Volksbetrug.

An einen nachhaltigen Erfolg dieses Possenspiels glaubt er selber nicht. Nur zu deutlich hat er den Widerwillen Marfas empfunden. Er mißtraut ihr. Er mißtraut allen Russen. Nur auf die Polen kann er sich verlassen. Sie werden ihn aus Eigennutz stützen, selbst wenn er als Betrüger entlarvt würde. Als er mit großer Pracht in Moskau einzieht, da geschieht es mit „kriegerischen Anstalten”, als wenn nicht der angestammte Herrscher, sondern der F e i n d in die Hauptstadt einrückte. P o l e n sind es, die er zusammen mit Kosaken an der Spitze des Zuges reiten läßt. Der Jubel der festesfrohen Bevölkerung gerinnt zu Entsetzen. „Das Düstere und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze.”

Vergebens sucht Demetrius die Russen durch wohltätige Regierungsmaßnahmen mit der Anwesenheit des Erbfeindes auszusöhnen. Was er auch tun mag, alles gereicht ihm jetzt in den Augen des Volkes zum Nachteil. Die innere Unsicherheit raubt ihm Augenmaß und Taktgefühl „Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit und Verschmähung des Zeremoniells erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verläßt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes.” Immer frecher werden die Polen, und immer tiefer gerät er in ihre Netze. Er fühlt, daß er unter den Russen ,,keinen Freund, keine treue Seele” hat. So ist es für Odowalsky, den Aufpasser Marinas, ein Leichtes, sich dem Zaren unentbehrlich zu machen.

Er „entfernt die Russen aus seiner Nähe und behauptet seinen überwiegenden Einfluß”. Rettungslos scheint Demetrius dem Polen verfallen. „Ein furchtbares Element”, die bewaffnete Macht des

Landesfeindes, ,,trägt ihn, aber er beherrscht es nicht”; es beherrscht ihn, und durch ihn herrscht der Pole über Rußland.
Wehe den Russen, der in dem Verdacht steht, sein Vaterland zu lieben! Er bedeutet eine Gefahr, die beseitigt werden muß. Dies erfährt Romanow, als er von seinem vergeblichen Unternehmen nach Moskau zurückkehrt. Seine Machtmittel sind gebrochen. Er kommt nicht als Empörer; denn er weiß, daß Demetrius alle Gewalt in Händen hält und keine Aussicht mehr besteht, den Knaben Feodor auf den Thron zu heben. Er kommt nur, um nach Kräften zu verhüten, daß Feodor und Axinina in ihrer Gefangenschaft Gewalt geschieht. Demetrius aber kann nicht dulden, daß dieser Mann in Freiheit einhergeht. Er läßt ihn gefangensetzen. Auch Demetrius muß sich jener zwingenden Logik der Tatsachen unterwerfen, die nun einmal gebietet, daß eine dem Landesfeind befreundete Obrigkeit die Freunde des Vaterlands in den Kerker wirft.

VIII

Aber noch einmal bricht die russische Seele mit Urgewalt aus Demetrius hervor und versucht, die polnischen Ketten abzuschütteln. Er sieht A x i n i n a . Der Gefangenen, die in ihrer Haft den frechen Zumutungen der Polen ausgesetzt war, ist es geglückt, zu entfliehen. Nun liegt die russische Jungfrau zu den Füßen Marfas, der russischen Mutter, und erfleht Schutz vor dem polnischen Übermut. Bei ihrem Anblick entbrennt Demetrius in „heftiger, unwiderstehlicher Leidenschaft”. Er vergleicht das unschuldige Mädchen im Stillen mit Marina, der ihm verlobten Polin. Unfaßbar erscheint es ihm jetzt, daß die eitle, leichtfertige Woiwodentochter jemals sein Herz hat rühren können. Mit einem Schlage wird er sich der Oberflächlichkeit und Unechtheit dieser Neigung bewußt. Hier aber, in Axinina, erblickt er das Weib seines Volkstums, seines Blutes, das Weib, das der Sehnsucht seines russischen Herzens entspricht.
Abermals jedoch, wie bei Marfa, muß er mit heißem Schmerz erfahren, daß das russische Weib ihn, den Polenfreund, ablehnt. Er fühlt,

daß Axinina ihn verachtet, ja verabscheut. Aber der Wunsch, sie zu gewinnen, ist überwältigend stark. Er mag die Hoffnung nicht aufgeben. Vielleicht ist es nur der Gedanke an den Vater, den er in den Tod getrieben, was sie zurückschreckt. Er will und muß ihre Neigung gewinnen. Wie an einen letzten Rettungsanker klammert er sich an den Gedanken, sie heimzuführen. Wenn überhaupt, dann muß es ihm an der Seite dieses gemütstiefen Russin gelingen, ein echter Russe und ein Vater seines Volkes zu werden und das Joch der Polen abzuschütteln.
Aber hat er sich nicht M a r i n a mit heiligem Eide verlobt? Würde der Bruch dieses Eides nicht ein neues Verbrechen bedeuten? In seiner Gewissensnot erinnert er sich des russischen Priesters, den seine Willkür abgesetzt hat, des Patriarchen Hiob. Er befiehlt ihn zu sich und schüttet ihm sein Herz aus. Der Priester erkennt die gewaltige Tragweite, die der Plan des Zaren für das russische Volk und den russischen Glauben haben muß. Wenn Demetrius der Woiwodentochter die Treue kündigt, dann ist der Bruch mit den Polen vollzogen, dann ist die Verjagung der Fremdlinge gewiß. Hiob fühlt die Verantwortung vor seinem Volke.
Er nutzt den Augenblick. Leicht widerlegt er die Gewissensbedenken des Zaren. Er gibt „ihm von der zarischen Gewalt eine hohe Vorstellung”. Er erklärt ihm feierlich, daß kein dem Feinde geleisteter Schwur den Zaren binden könne, wenn das Wohl seines Volkes den Bruch des Schwures gebiete; ja, daß es ein Verbrechen wäre, dem Feinde einen Eid zu halten, der dem eigenen Volke verderblich ist.
Demetrius scheint vor der großen, befreienden Tat zu stehen. Aber der Widerwille Axininas und der Argwohn, daß der Patriarch geheime, verderbliche Ziele verfolge, verzögern seinen Entschluß. Und ehe noch seine ringende Seele zur Klarheit gekommen ist, erscheint M a r i n a in der Hauptstadt. Sie erwartet die Einlösung des Eheversprechens, sie kommt, sich das Diadem der Zarin aufs Haupt zu setzen. „Falsch und kalt” ist der Empfang auf beiden Seiten. Beide Verlobte heucheln einander Liebe. Aber Demetrius ist zu wenig Meister im Heucheln. Aus seinem Wesen erfühlt Marina sofort die innere

Entfremdung. Unter der Maske der Harmlosigkeit fahndet sie nach der Ursache und hat sie bald mit Weiberschläue ausgespürt. Während sie, von üppigem Gefolge umgeben zu rauschenden Festen schreitet, läßt sie Axinina heimlich vergiften.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Geliebten trifft Demetrius mit betäubender Wucht. Ihm erscheint dieses Ereignis wie der unerbittliche Richterspruch einer höheren Macht, die seine Vernichtung will. Er ahnt nicht, daß es die Polin war, die ihm mit der Beseitigung Axininas zugleich den letzten Weg zu seinem russischen Volke abgeschnitten hat. In tiefster Verzweiflung beugt er sich dem Schicksal. Fast willenlos, ,,mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina”.

Nach vollzogener Vermählung aber hält die hochmütige Polin die Zeit für reif, um die lästige Maske der Heuchelei abzuwerfen. Nachdem sie Zarin geworden ist, kann sie getrost ihre schadenfrohe Grausamkeit an dem innerlich zerbrochenen Gatten auslassen. Sie erklärt ihm hohnlachend, daß sie niemals an die Echtheit seiner fürstlichen Abkunft geglaubt hat. „Kalt überläßt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.”

Nun erst erblickt sich Demetrius in der ganzen abgründigen Tiefe seiner sittlichen Erniedrigung. Jetzt erst erkennt er in erbarmungsloser Klarheit, daß er von Anfang an nur eine Puppe der Polin gewesen ist; daß er sich von einem schlau berechnenden Feinde seines Volkes als Werkzeug gegen sein Vaterland hat mißbrauchen lassen. Und zugleich sieht er sich durch die Ehe nunmehr unlöslich an Marina und die Polen gekettet. Ob er will oder nicht: nun muß er die schändliche Rolle des Volks- und Vaterlandsverräters durchspielen bis zum bitteren Ende.

IX.

Drohend ballen sich die Gewitterwolken der Volksrache zusammen.

Rußland hat nun eine polnische Zarin. Der Zar ist nicht mehr als ihr Gefangener. Die Herrschaft der Polen in Rußland scheint uner-

schütterlich geworden zu sein. Im russischen Volk aber sammelt sich eine ungeheure stille Empörung.

Die wenigen Russen, die noch zu Demetrius halten, werden von den Polen als gefährliche Nebenbuhler betrachtet und ausgemerzt. Zu ihnen gehört der ehrliche Soltikow, der Feldherr, der dem Demetrius im festen Glauben an seine Echtheit das russische Heer ausgeführt hat. Längst zwar macht er sich ,,bittere Vorwürfe, daß er sein Vaterland an den Demetrius verraten” und damit den Polen überliefert hat. „Aber er will nicht zum zweitenmal ein Verräter sein.” Er bleibt dem Zaren treu. Sein ungewolltes Verbrechen hofft er dadurch zu sühnen, daß er sich die heilige Aufgabe stellt, „die Macht der Polen zu schwächen” und Demetrius allmählich von ihrem Einfluß zu befreien. Es ist vergebens. Die Polen durchschauen ihn, und er bezahlt sein Vorhaben mit dem Leben. Sterbend bekennt er dem Demetrius, daß er seinen Tod „als verdiente Strafe” annehme. Mit erschütternden Worten schildert er die ausgestandene Gewissensqual und geißelt den Landesverrat als das todeswürdigste aller Verbrechen. So vernimmt Demetrius aus dem Munde des Todgeweihten den Urteilsspruch, der auch ihn vernichtet.

Der Vollstrecker dieses Spruches ist näher als Demetrius ahnt. Schinskoj, ein anderer Feldherr des verstorbenen Zaren, übernimmt die Rolle des Henkers. Ein Ehrgeizling, eine gemeine Seele.

Ihm geht es nicht um Volk und Vaterland, aber er versteht es, die wachsende Empörung im Volke für seine Zwecke zu „benutzen”. Er ,,wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius”. Von ihm zur Flamme geschürt, kommte der schwälende Volkszorn eines Tages zum gewaltsamen Ausbruch. Demetrius ist gerade bei der Zarin Marfa, die ihm mit hoheitsvollen Worten die Schande seiner Abhängigkeit vom Landesfeind vorhält. Da dringt die wütende Volksmenge ins Zimmer.

Auge in Auge mit der Gefahr, rafft sich Demetrius noch einmal zu seiner alten „Würde und Kühnheit” auf. Noch einmal reckt sich der Held in ihm. Die Menge stutzt. Demetrius aber fühlt eine geniale Erleuchtung in sich aufblitzen. Das Volk ist in gerechter Empörung, sagt er sich. Jetzt ist der Augenblick für den Zaren gekommen, mit Hilfe

dieser erregten Massen den Polen aus dem Lande zu jagen. Mit flammender Beredtsamkeit verkündet er den Entschluß, als Führer gegen den Landesfeind an die Spitze des bewaffneten Volkes zu treten. Noch ein Weniges, und die Aufrührer werden ihrem Zaren zujubeln.
Aber das entspräche schlecht dem Plane Schinskojs, dessen Selbstsucht nicht den Landesfeind, sondern den Zaren beseitigen will. Zu rechter Zeit erscheint er mit einer anderen Rotte von Aufständischen auf dem Schauplatz. Er bemerkt den Umschwung der Stimmung, aber seine teuflische Schlauheit gibt ihm sogleich das rechte Mittel ein, den Zaren vernichtend zu treffen. Er verlangt von Marfa, sie solle das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sei. Marfa kann nicht gegen ihr Gewissen zeugen. ,,Stumm wendet sie sich ab." Und mit dem Schrei „Stirb, Betrüger!" stürzt sich die wütende Volksmenge auf Demetrius, der unter unzähligen Stichen und Schlägen sein Leben aushaucht.
Schinskoj ist Sieger. An der Stelle des Unglücklichen, der aus einem Helden zum Betrüger wurde, herrschen nun Roheit und Gemeinheit. Rußland scheint dem Chaos ausgeliefert. Der Feind im Lande. Kein legitimer Thronerbe am Leben. Den Boris-Sohn Feodor hat man umgebracht. An der Spitze der Volksmassen ein Ungeheuer. Wer wird dem unglücklichen Lande Ordnung und Frieden zurückgeben, wer wird es vom inneren und äußeren Feinde befreien?
Einer ist da, dem die Auflösung aller Ordnung jetzt die Tore des Kerkers öffnet: Romanow. Der Mann, dessen Gewissen unbefleckt ist, der keinen Eigennutz kennt, dem das Wohl seines russischen Volkes über alles geht. Vergebens hat Schinskoj versucht, ihn in sein Unternehmen zu verwickeln. Mit sicherem Blick hat Romanow die schmutzige Selbstsucht des Verschwörers durchschaut. Aber während er in qualvoller Sorge um Rußlands Schicksal hilflos im Gefängnis saß, hat er sich selbst gefunden. Durch innere Versenkung ist ihm die leuchtende Gewißheit aufgegangen, daß er selbst vom Himmel zum Herrscher berufen ist. In Axiniens verklärter Gestalt hat im Traume Rußland zu ihm gesprochen. Er weiß nun, daß in ihm allein Rußlands Zukunft beschlossen liegt. Er wird „das Schicksal reifen

lassen”, dann aber - handeln. Und in ihm wird das gequälte russische Volk den Befreier, den Vater, den echten Herrscher erhalten.

X.

Wer seinem Volke als Herrscher zum Segen werden soll, muß von dem tiefen, begeisterten Glauben an seine Berufung durchglüht sein. Er muß vor seinem Volke ein unbeflecktes Gewissen haben. Sein Wollen muß von heiliger Reinheit und Uneigennützigkeit sein. Nur dann ist ihm Vertrauen, Hingabe und Liebe der Besten im Volke gewiß. Nur dann kann zwischen seinem Volke und ihm die seelische Verbundenheit sich bilden, ohne die jedes Führertum unecht, jede Herrschaft auf Sand gebaut ist.

Glücklich das Volk, dem ein solcher Führer erweckt wird. Unter ihm wird es jeder Gefahr trotzen, jeder Not und jedes Feindes Herr werden.

Aber wehe dem Volke, das vom Wahne einer falschen Freiheit verblendet des Führers entraten zu dürfen glaubt; das sich einem starken, uneigennützigen Herrscherwillen nicht unterordnen mag; das sein Schicksal lieber einer verantwortungslosen, vom Eigennutz gegängelten Mehrheit überantwortet. Ein solches Volk wird zum Sklaven seiner niederen Triebe und Leidenschaften und zum Spielball selbstsüchtiger Geld- und Machtbesitzer werden. Es wird in Mammonsdienst und Stoffanbetung versinken. Es wird entarten, verwildern und verkommen, und wenn es nicht rechtzeitig aus seinem Wahne erwacht, elend zugrunde gehen.

Schiller und die Nationalsozialisten

(Schlußwort aus dem Jahre 1931.)

G l e i c h n i s s e von erschütternder Eindringlichkeit sind uns Deutschen die dramatischen Dichtungen Schillers. Wie ein unerbittlicher klarer Spiegel offenbaren sie uns das Wesen oder Unwesen der heillosen deutschen Gegenwart. Gleich magisch leuchtenden Fackeln weisen sie uns zugleich den Weg in eine bessere, würdigere Zukunft.

In der Form des Dramas konnte Schiller sein Innerstes, Tiefstes, selbst sein Unbewußtes gestalten. Hier hat seine angeborene deutsche Art den reinsten Ausdruck gefunden. Das Drama war für diese leidenschaftliche Kämpferseele die natürlichste und ursprünglichste Ausdrucksform. Darum sind es gerade die Bühnenwerke Schillers, in denen sich seine Wesensgleichheit mit den deutschen Kämpfern der Gegenwart am zwingendsten kundtut.

E r w a r e i n K ä m p f e r . Er kämpfte um sein Werk, nicht um sein Glück. Ihm galt nur eines: für sein Volk zu leisten, was die Allmacht ihm zu leisten befohlen hatte, - seinem Volke zu offenbaren, was das deutsche Blut ihn zu offenbaren zwang. Darum verschmähte er stolz die geebnet vor ihm liegende Laufbahn bürgerlichen Glücks und ruhigen Behagens. Darum schleuderte er das Wohlwollen mächtiger Gönner wie Plunder von sich. Darum stürzte er sich bedenkenlos in ein Leben der Unrast, der Not und der Entbehrungen. Darum verachtete er Hunger, Krankheit und Tod, um bis zum letzten Atemzuge dem Werke zu dienen, das seinem Volke nottat. Denn er sah bereits die finsteren Mächte an der Arbeit, die dem deutschen Volke Verderben drohten.

Er kämpfte, - und siegte über sich selbst. Er kämpfte, - und siegte über die Welt. Er kämpfte. - und siegte über die Volksverderber. Als er starb, lagen die feindlichen Riesen Materialismus, Rationalismus, Liberalismus und Egoismus samt ihrem ganzen lichtscheuen Gefolge, geistig bereits vernichtet, mit gebrochenen Gliedern auf der Walstatt.

E r w a r e i n D e u t s c h e r . Ihm ging es um Wahrheit und Klarheit. Ihm ging es um das Sein und um die Zerstörung des Scheins. Ihm ging es um „der Menschheit große Gegenstände”, um die ewigen Gesetze des Völkerlebens, von deren Erkenntnis und Beachtung das Wohl seines Volkes abhing.

In unerschöpflicher Symbolik verdeutlichte der kaum erwachsene Jüngling, der reife Mann und noch der Sterbende die großen, schicksalhaften Gegensätze: Führertum und Gewalthabertum, Gemeinsinn und Eigennutz, Druck und Empörung, Knechtschaft und Freiheit, Artbewußtsein und Artverleugnung, Volksgenossentum und Volkszersetzung, Glaubenskraft und Weltklugheit, Gottvertrauen und Gottentfremdung. Es sind die gleichen ,,großen Gegenstände”, die auch heute wieder den erwachten Deutschen im Tiefsten bewegen.

Mit untrüglicher Sicherheit schied er das Echte vom Falschen; denn aus den Urkräften des Blutes schöpfte er sein Urteil. Gott, Volk, Vaterland, Familie, - Blut und Boden, - Ehre, Heldensinn und wahre Freiheit, - das waren die Werte, die seine deutsche Seele ihm als unveräußerlich kündete. Um diese Werte galt es zu kämpfen bis zum letzten.

Nicht auf F o r m e n kam es ihm an, sondern allein auf den köstlichen I n h a l t , den es zu bewahren gilt. Was Monarchie! Was Republik! Was liegt daran, ob ein Doge, Zar oder Infant, oder ob ein schlichter Jäger, eine einfache Hirtin zum Vollstrecker des göttlichen Willens wird!

P e r s ö n l i c h k e i t e n , nicht tote Formen machen die Geschichte. Persönlichkeiten braucht das Volk, in denen die unveräußerlichen Werte lebendig sind, Persönlichkeiten, die ein uneigennütziger Wille leitet, die in heiliger Sorge um das Ganze auch dem Geringsten Gerechtigkeit und Brot und Anteil an den höchsten Gütern gewährleisten. Ihnen gebührt die Führung. Ihnen unterwirft sich der wahrhaft Freie mit Freuden. Aber Kampf bis aufs Messer denen, die Zwietracht in die Gemeinschaft säen! Denen, die Gold über Blut stellen! Und denen, die aus feiger Bedenklichkeit und behäbigem Ruhebedürfnis die höchsten Lebenswerte zu vertrödeln bereit sind! - Das sind die gleichen

Grunderkenntnisse und Grundgefühle, die auch den deutschen Kämpfern der Gegenwart die Seele heiß machen.
Schiller als Nationalsozialist! Mit Stolz dürfen wir ihn als solchen grüßen. Mit Stolz - und mit Dankbarkeit. Denn niemand weiß, ob und was wir ohne ihn wären. Er war es, der mächtiger vielleicht als irgend ein anderer den Idealismus des deutschen Volkes auch in der Zeit des Niederganges am Leben erhalten hat. Mancher, dessen Zunge über den Dichter spöttelte, trug dennoch unbewußt in verborgenen Winkeln seines Herzens das Erbe des Großen, und eines Tages brach dieses Erbe sich Bahn und sein Träger erwachte zu neuem Leben. Kein Zweifel: in unzähligen jungen Seelen hat kein anderer als Schiller die Keime späterer Wiedergeburt gepflanzt. Alles Hohngeschrei und alle Verdrehungskunst der Volksverbrecher hat nicht verhindern können, daß der Schillergeist, einem Opferflämmchen gleich, still im Herzen der Deutschen fortglühte, bis er eines Tages von neuem in mächtigem Feuerstrahl auflodert.
Der Nationalsozialismus schöpft aus den gleichen, ewigen Kraftquellen deutscher Art, aus denen auch Schiller schöpfte. In seinem Werke aber hat der Dichter dem erwachenden Deutschland eine weitere unversiegbare Kraftquelle hinterlassen. Aus ihr wollen wir schöpfen und trinken. Aus ihr wollen wir auch unseren dürstenden Volksgenossen Kraft spenden.
Unaufhaltsam marschieren unsere Kampfkolonnen. Kameraden, die den Opfertod starben, und die Toten aus den Kriegen der deutschen Vergangenheit „marschierten im Geist in unseren Reihen mit“. An der Spitze aber, dem leuchtenden Hakenkreuzbanner voran schreiten Seite an Seite mit den lebenden Führern die großen Geister, deren Leiber die Erde deckt. Aufrecht und stolz ragt unter ihnen die Lichtgestalt Friedrich Schillers hervor:

den Kämpfern zum Vorbild,
den Zaudernden zum Sporn,
allen Jämmerlingen zum Ärgernis,
den Volksverderbern aber,
die ihn tot glaubten, zum Entsetzen.